6/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 6 JUNI 1987 6,- DM C 4143 E

BERLIN MISCHT AUF:
VEBeton & Schnörkel
Bolle & Bullen

Folter unter Kreuz und Hakenkreuz

Günther Anders: Reicht der gewaltlose Protest?

Konkret

in konkret Juni 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Rollenprosa eines Denkmalkünstlers von Hans Platschek

Hans Platschek über die gesammelten Schriften von Alfred Hrdlicka

an konkret

30 Jahre KONKRET von Hermann L. Gremliza

Reicht der gewaltlose Protest? von Günther Anders

Der Mai begann feurig und brennend heiß. Im katholischen Flachland loderten die Kirchen, im geburtstäglich rausgeputzten Westberlin brannten Barrikaden, und Supermärkte standen erst offen und dann leer nach Ladenschluß. Die einen befürchteten Luzifers Rache und die anderen wähnten sich gar in Belfast oder Beirut, während es doch nur SO 36 war. War das der Beginn des Krieges gegen die Verhältnisse? Ist das denn erlaubt? So ganz ohne Bahnsteigkarte den Rasen zu betreten?

Bombenleger von den Diensten von Uwe Herzog

Vor acht Jahren: Bombenanschlag auf dem Hauptbahnhof von Bologna. 85 Tote, Hunderte von Verletzten. Jetzt hat der Prozeß gegen die mutmaßlichen Täter begonnen. Auf der Anklagebank: Neofaschisten, Militärs Geheimdienstagenten. KONKRET-Autor UWE HERZOG reiste zum Prozeß nach Bologna. Acht Jahre vorher hatte er die Nacht vor dem Attentat auf dem Bahnhof in Bologna verbracht. Er war davongekommen. Mit dem letzten Zug

Ers bange machen und dann verkohlen von Ursula Kreft; Hans Uske

Da ist sie wieder die Krise im Ruhrgebiet. Erst spielte Bangemann den Buhmann, und dann trat Kohl als Retter auf. Dieses Spektakel klappte wie geschmiert. Der Kanzler bewältigte, die Krise blieb und die Gewerkschaften klatschten dazu

Schnelles Hören, kurzes Sprechen von Karlheinz Grieger

Einsteiger sind wieder in. Der DGB denkt noch über Beteiligungen nach, die SPD hat schon aufgehört nachzudenken und macht schon mit, in Westberlin schließlich sendet seit dem 1. März die erste kommerzielle alternative Welle, »Radio 100«. Eine kritische Mediendiskussion ist damit wieder out, noch ehe sie überhaupt elementare Fragen der Rundfunkkultur gestreift hatte

Die allseitig reduzierten Persönlichkeiten von Georg Fülberth

Sie heißen Hauss-, Mölle-, Walle- oder Bangemann und sehen alle wie Flachmann aus. Die Zeit des Großen Arschlochs in der bundesdeutschen Politik scheint vorbei. Jetzt gibt es nur noch kleine, wohlduftende, desodorierte Öffnungen.

Vereinigung der PLO in Algier von Hans Branscheidt

Al Fatah, Palästinensische Befreiungsfront (PLF), Arabische Befreiungsfront (ALF), Demokratische Front für die Befreiung Palästinas (DFLP), Palästinensische Nationale Rettungsfront, Fatah-Rebellen, Volksfront für die Befreiung Palästinas (PFLP), PFLP-Generalkommando (PFLP-GC), Saika, Volkskampffront (PSF). Das ist die PLO. Und Arafat.

Das Heer schätzt den Menschen als solchen von Jan Philipp Reemtsma

Ein neues Jahrhundert der Folter. Warum das Hamburger Institut für Sozialforschung NUNCA MAS* hat übersetzen lassen.

Broder versus Fried von Walter Boehlich

Magazin

Magazin

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Bücher von Matthias Altenburg

Auf der Suche nach der verlorenen Stadt von Dieter Bartezko

Postmoderne Idylle nun auch in Ostberlin. Fürs Jubiläum wurde die Stadt gründlich repariert. Dennoch blieb manches vom urbanen Chaos der Metropole erhalten

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»Hallo, haben Sie ein Programm? Und ein Eis krieg´ ich auch noch!« von Peter Krauß

Einer von vielen blieb zuhause. Ging nicht hin zu den Filmfestivals. Mochte sein eigenes, in Frankfurt: 26 von 80 möglichen Filmen in sieben Tagen. Täglich Hunderte von Minuten Bilder. Geht das? Macht das einen Sinn? Oder satt oder dumm? Peter Krauß hat es ausprobiert.

»Ach Vati, deine Substantive« von Gabriele Kreis

Für seine Mengele-Novelle »Vati« hat Peter Schneider aus der »Bunten« abgeschrieben. Na und. Verhunzt hat er die Geschichte erst durch das, was er selbst hinzugefügt hat: keine Illustrierte hätte das Zeug gedruckt.

Dreizack. Zack. Zack. von Otto Köhler

Eine Studie über die tausendjährige Geschichte von Daimler Benz belegt die innige Verbindung zwischen den Nazis und dem Auto-Konzern

Frauen untertage bringen Unglück von Bertien von Manen

Seit dem Mittelalter haben Frauen untertage gearbeitet und sind heute noch in Indien, den USA, Australien und Kanada im Bergbau tätig. 1930 wurde in den Appalachen, im Osten der USA, die Grubenarbeit für Bergarbeiterinnen verboten. Im 2. Weltkrieg dann sind sie wieder notwendiger Männerersatz. Dann lohnt sich Kohleabbau nicht mehr, bis zu einem vorübergehenden Boom in den 70er Jahren. Ab 1977 erkämpfen sich Frauen das Arbeitsrecht in den Zechen mithilfe des Antidiskriminierungsgesetzes. Die großen Unternehmen haben sich inzwischen aus den Appalachen zurückgezogen, an kleine Firmen verkauft, die die Gewerkschaftsverpflichtungen umgehen dürfen. Viele Zechen sind inzwischen stillgelegt, ohne daß die Entlassenen andere Arbeit finden. Die holländische Journalistin Bertien van Manen war in den Appalachen, sprach mit Bergarbeiterinnen und fotografierte sie.

Wort und Totschlag von Thomas Brasch

Thomas Brasch über die Kritik an Peter Schneider

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/87, S. 4

Von Konkret

1. KONKRET-Autor Günter Amendt hat auf dem 9. Bundeskongreß der SDAJ in Frankfurt vor 900 Jugendlichen und einigen schon leicht älteren Semestern einen Vortrag über "das Kondom, das Sauelle und Aids" gehalten, der sogar den Beobachter und Berichterstatter der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland" so beeindruckt hat, daß aus Amendts Vortrag gar längere Passagen in diesem Organ für Deutschland veröffentlicht wurden. In solchen Fällen stellt sich die ewiggleiche Frage: Wer hat den Fehler gemacht? Die Zeitung für Deutschland? Oder der Vortragende? Wer überprüfen will, ob Amendt einen Fehler gemacht oder ob das Vernünftige manchmal auch in der Zeitung für Deutschland eine Chance hat, kann eine Kopie des Vortrages gegen Rückporto über KONKRET beziehen.

2. Der in KONKRET 4/87 auf den Seiten 22 und 23 veröffentlichte Wegweiser zum richtigen Boykott bei der Volkszählung, die beim Erscheinen dieser Ausgabe in die entscheidende Phase tritt, weil jetzt sicherlich von Tag zu Tag offenkundiger wird, wie groß (oder etwa wie klein?) die Zahl der harten und einzigen Boykotteure ist, hat seine Nützlichkeit bewiesen: Zahlreiche Initiativen und Zeitschriften und Einzelpersonen aus der gesamten Republik suchten um die Genehmigung bei uns nach, den Wegweiser abzukupfern und unter das Volk zu bringen, das nicht ein solches werden will. Hier und da wurde das Muster der Wegweisung ein wenig modifiziert, zum Spielchen umgefummelt, aber in großen Zügen hielt man sich an die Vorgaben. Wenn es geholfen hat, dann hat es allen geholfen.

3. Der KONKRET LITERATUR VERLAG setzt jetzt energisch seine Frühjahrsproduktion fort:

endlich erscheint der auf Seite *65* in dieser KONKRET-Ausgabe groß angekündigte Sammelband "30 Jahre KONKRET"

und Gaby Zipfel, die in KONKRET 3/87 innerhalb der Serie "Gen-Technologie" einen Aufsatz über die Anstrengungen der Reproduktionsmediziner um ein perfektes Wunschkind veröffentlicht hat, legt jetzt im KONKRET LITERATUR VERLAG den von ihr herausgegebenen und eingeleiteten Band "Reproduktionsmedizin - Die Enteignung der weiblichen Natur" (172 Seiten, 18- DM) vor, in dem nicht ohne Grund ausschließlich Frauen darlegen, warum und wie sich Frauen erfolgreich gegen eine "künstliche Befruchtung weiblicher Identität" zu Wehr setzen können und sollen.

4. Wieder mal ist KONKRET nicht so aktuell, wie man das für sechs Mark verlangen darf: Keine Geschichte über Klaus Barbie in ! diesem Heft. Und wieder mal liegt es daran, daß KONKRET ein großes Thema abgehandelt hat, als es für alle andern noch kein Thema war. In KONKRET 2/83 beschrieb Kai Hermann unter dem Titel "Bolivian Connection", wie er in La Paz den Klaus Altmann alias Barbie aufspürte und was dieser SS-Mann und CIA-Agent auf dem "Gewissen" hat. KONKRET 2/85 brachte ein ausführliches Interview mit dem Barbie-Verteidiger Jacques Verges, der den kommenden Prozeß gegen seinen Mandanten so bewertete: Man wolle "mit diesem Prozeß gegen einen ehemaligen Nazi zeigen, daß ‚Verbrechen gegen die Menschlichkeit' in die Vergangenheit unserer Geschichte gehören, daß der Staat der Barbarei seit 1945 hinter uns liegt, und daß alles, was nachher stattgefunden hat, Lächerlichkeiten sind". KONKRET 6/87 bittet um Nachsicht

5. Eine späte Korrektur: In KONKRET

2/87 schrieb Otto Köhler unter dem Titel "Das Kapital ist so frei" über die Investitionsbereitschaft der westdeutschen Chemiegiganten. Gleich der zweite Absatz enthielt ein solches Zahlgewirr, daß ob der Unsinnigkeiten zwar der bekannte Mitarbeiter Technischer Fehler bemüht werden könnte, aber einfacher und ehrlicher ist es doch, den Absatz in seiner richtigen Version wiederzugeben:

";Für uns das Gift - ins Ausland mit dem Profit Die Zahlen verraten: 1970 betrug das Sachanlagenvermögen der Hoechst AG 4;77 Milliarden Mark im Inland - im Ausland war es mit 2,35 Milliarden halb so hoch. 1985 waren die Sachanlagen im Inland um 240 Millionen auf 4,53 Milliarden gefallen -die Auslandsanlagen hatten mit 4,54 Milliarden die Inlandsanlagen überholt."

Konkret 06/87, S. 6

Hans Platschek

Buch des Monats: Rollenprosa eines Denkmalkünstlers

Hans Platschek über die gesammelten Schriften von Alfred Hrdlicka

In den "Bekenntnissen eines Analphabeten" beschreibt sich der Bildhauer Alfred Hrdlicka 1984 als Wrack:) "Heute, mit meinen eklatanten Bandscheibenabnützungen, meiner verkrümmten Wirbelsäule und einem nicht gerade ideal verheilten Trümmerbruch der rechten Speiche, wäre bestenfalls ein ‚ausreichend' ein Gefälligkeitsattest für meinen Leibeszustand, die Schäden, die der Alkohol an mir angerichtet hat, nicht hinzugerechnet." Ruinös, so scheint es, muß es auch um seine Moral bestellt sein. 1983, in einem Text über die Freiheit, die nach 1945 ja anhob, läßt er wissen, daß er nach dem Krieg als Schachspiellegionär über Startgelder nicht klagen, seiner "Anfang der fünfziger Jahre entfachten Leidenschaft für die Prostitution auf diese Weise frönen" konnte. Später heißt es: "1948 fuhr ich mit dem Schachklub Hietzing nach Italien, auf der Fahrt von Imola nach Venedig mußten wir in Bologna stundenlang auf den Anschluß warten. Amore a la Bolognese - die aufgetakelten Bahnhofshuren waren allein schon eine Sehenswürdigkeit, an meinem reaktionären Bild von der Frau sind sie maßgeblich beteiligt."

Zwei Dinge drängen sich nach der Lektüre von Hrdlickas gesammelten Schriften auf. Betroffenheitsfreaks oder Bettina-Wegener-Fans werden buchstäblich, also übel nehmen, was der schreibende Bildhauer in einer brillanten Prosa, die nicht zuletzt Rollenprosa ist, darstellt. Auf der anderen Seite kommt etwas Ernsteres ins Spiel. Es liegt nahe, diese Texte als Clownerien abzutun. Allein, es geht nicht um Clownerien, es geht um Strategien. Denn seit Jahr und Tag schon hat sich Hrdlicka mit einer Kunstwelt angelegt, die, neben Saisonkünsten oft fragwürdiger Machart, versetzte Religiositäten, handgewirkte Eschatologien oder schlichtweg ein Gedankengut in Umlauf bringt, dem mit den Argumenten der Vernunft nicht beizukommen ist. Kunstweltinsassen sind ohne weiteres an den feuchten Augen oder den offenen Mündern zu erkennen, sobald sie vor einer glattbemalten Leinwand stehen, in deren Mitte ein dünner, senkrechter Strich zu erkennen ist, vor einem in blaue Farbe getauchten Schwamm, oder wenn sie, und sei es nur für Sekunden, als Epiphanie eher denn als Gestalt, des Anblicks teilhaftig werden durften, den noch vor kurzem der Mann mit dem Hut auf dem Kopf bot. Daß solche Weihestimmungen, man kann auch von Unterzuckerung sprechen, hinterrücks mit beträchtlichen Geldsummen verbunden sind, versteht sich von selbst. Der Rang eines Kunstwerks leitet sich nicht allein von der Sinnesverwirrung her, die es auslösen kann, er hat direkt auch mit der Summe zu tun, die es kostet.

Damit es jemandem die Sprache verschlägt und der Griff nach dem Scheckbuch unvermeidlich wird, ist eine planvolle sales promotion vonnöten. Sie steht, zumal in Manhattan, dem Knotenpunkt, wie es heißt, einer jeden heutigen Kunst, in krassem Widerspruch zu den Religiositäten, den Eschatologien oder den Obskurantismen, dem Verpackungsmaterial also, des Kunstguts. Nur weiß derzeit niemand mehr so recht, was denn nun Kunstgut ist und was Verpackung. Nicht nur, daß Produktion und Zirkulation durcheinander geraten sind: die Zirkulation ist Produktion, denn ohne sie, die, um beim Beispiel zu bleiben, den blau gefärbten Schwamm Stufe um Stufe in den zuständigen Schaltstellen der Kunstwelt unterbringt, bliebe dieser Schwamm ein nutzloser, ja depravierter Gebrauchsgegenstand. Kurz: Hrdlicka kann sich, wenn er die Kunstwelt attackiert, nicht darauf beschränken, deren Güter der Minderwertigkeit zu bezichtigen: brächte er auch noch so gute Gründe ins Spiel, er bekäme unweigerlich die Platitüde zur Antwort, daß man über Geschmack nicht streitet. Folglich geht er mit Fleiß dem Betrieb an den Nerv: an die sales promotion, an die Zirkulation, an die kleinen und die großen Hände, die einander waschen. Weil aber in diesem Milieu die besten und klügsten Beweisführungen nicht verschlagen, leiht er sich eben von dem Milieu eine Vorrichtung aus, die er gründlich auf den Kopf oder, wenn man so will, auf die Füße stellt: den Personenkult. Wo ansonsten dunkle Sätze oder das verbale Ringen mit dem Engel, in jedem Fall aber sei es ein abgründig, sei es ein zynisch wirkendes Ich an den Tag kommt, ist Hrdlicka als Erste Person Singular ein fleischgewordener Klartext. Beispiel: bei uns war es üblich, auch den miserabelsten Künstler, weil die Nazis ihn für entartet gehalten hatten oder hätten, eine unverdiente Ehre zu erweisen "Entartet" ist bis heute ein Nostalgiespiel oder eine Heuristik, von der Hrdlicka nichts hält: "Die Sachen sind das, was sie sind, und die Produkte des Herrn Newman sind und bleiben Mist, ob sie jetzt dem Führer gefallen hätten oder nicht, denn mit dieser hanebüchenen Logik kann man weder Kunstgeschichte noch Geschichte schreiben... Ribbentrop war Sektvertreter und vertrieb eine Ware, die dem Antialkoholiker Hitler verhaßt war, folglich konnte Ribbentrop weder Nationalsozialist noch Außenminister des Dritten Reiches gewesen sein." Zur weiß Gott akademischen Frage, ob man korrekt zeichnen können müsse, um gut abstrakt zu malen: "Kein vernünftiger Mensch wird Medizin studieren, nur damit er dann besser seine Gartenmöbel streichen kann".

Fraglos hat Hrdlicka, der Entertainer, die Ich-Figur als Pantagruel, selber Spaß an solchen stilistischen Glanzlichtern, nicht zuletzt wohl deshalb, weil er sich vorstellen kann, was sie in den Köpfen jener anrichten, die da feuchten Auges oder offenen Mundes vor belanglosen, allerdings als Kunstwerke angepriesenen Gebilden stehen. Darüber jedoch sollte man den anderen Hrdlicka nicht vergessen, der weite Strecken der in diesem Band versammelten Schriften beherrscht. Es geht um den Analytiker: um einen, der Kunst fragen und politische Fragen mit dem Es-sich-leicht-Machen zu verschränken weiß, das Brecht dort forderte, wo man Schweres bewältigen will. Abermals, nunmehr aber jenseits der Erzähl - oder

Formuliermethode, wird die Biographie zum Bezugspunkt weitergreifender Überlegungen. Hrdlicka benutzt seinen Lebenslauf, in dem Text "Als die Freiheit anfing" etwa, "1947" oder in dem Essay von 1978 "Ein Eurostalinist", um zweierlei deutlich zu machen: daß Denken Querdenken sein kann, Querdenken aber gleichzeitig, eher als Betondenken, den Dingen die richtigen Proportionen abgewinnt. Seine Bemerkungen zu jener Geisteskrankheit, die Antikommunismus beißt, sind ebenso lesenswert wie die Vorhaltungen gegenüber einer wie immer gearteten Linken.

Der Vater war Altkommunist, der aus einer Strafkompanie desertierte und als U-Boot die letzten Kriegsmonate in Wien überlebte. Später gehörte er dem ZK der KPÖ an, in die Sohn Alfred eintrat, als sie 1949 aus der Regierungskoalition ausschied, die er später jedoch verließ. Bildhafter als sämtliche Begründungen mutet der Ich-Erzähler, die beschriebene Figur Hrdlicka, an, ein nicht sehr vertrauenserweckender Mensch, zaundürr und langhaarig, Kettenraucher und übernächtigt, der, und hier schließt sich der Kreis, vom Kunstbetrieb ebensowenig Ahnung hatte wie von der Tatsache, daß man mit Kunst Geld verdienen kann. Vielmehr versuchte er sich als Fußballer, malte Restaurants aus oder für einen sowjetischen Offizier Kopien nach berühmten Bildern; er verkaufte, die "Gedok" in Person, unter seinem Namen Gemälde weiblicher Kunstschaffender, auch erzielte er kleine Gewinne beim Kartenspiel oder er pflückte mit "affenartiger Geschicklichkeit" den riesigen Kirschbaum im Garten seiner großen Liebe leer. Eher Parabel als Anekdote, zeigt eine andere Story die Ver-schränkung mit der geschichtlichen Welt. 1953 reiste er, wieder als Schachspieler, nach Amsterdam, wo ihn die Nachricht von Stalins Tod überraschte. "Ich bewunderte meinen Weitblick: ein paar Tage vor meiner Abreise aus Wien hatte ich weit über ein Dutzend Stalinbüsten angefertigt, und da ich trotz erschwindeltem Geld vom Belgischen Schachverband total abgebrannt war, machte ich mich schleunigst auf den Heimweg. Das Geschäft florierte, kein USIA-Betrieb, der nicht bei mir anfragte. Ich fühlte mich als richtiger Konjunkturritter." Und wen wundert's, daß der Konjunkturritter die Profite aus der Konjunktur im Brüsseler Bahnhofsviertel und der Antwerpener Amüsiergegend losschlug. Zum Thema Stalin allerdings steuert Hrdlicka an anderer Stelle austarierte Überlegungen bei.

Das Buch hat ein Manko. Es gehört in die Hände von Leuten, die Kunst nicht mit Spektakel verwechseln und so, wie die Dinge liegen, womöglich Schaden genommen haben an ihrem Selbstbewußtsein, das sie als links erst mit Mühe zu definieren imstande sind. Diese Leute könnten aus Hrdlickas Schriften mehr Gewinn ziehen als aus Stadtteil- und Selbstfindungsgruppen, nur: das Buch, von Michael Lewin sorgfältig ediert und mit einem Dokumententeil versehen, kostet 78 Mark. Bevor die erwähnten Leute ans Kopiergerät eilen, wäre es angebracht, Hrdlickas gesammelte Schriften für den Preis zweier Schachtel Zigaretten als Taschenbuch herauszubringen.

Alfred Hrdlicka. Das Gesamtwerk. Bd. 4: Schriften, Hrsg. von Michael Lewin, Europa Verlag, 250 S., DM 78,-

Konkret 06/87, S. 8

an konkret

ANRÜCHIG

KONKRET 5/87: »DEUTSCHES GESPRÄCH: GRÜNE STINKEN« VON HORST TOMAYER

Sollte man Herrn Tomayer nicht um seine journalistische (Er-)Findungsgabe beneiden? – Da meldet er sich als Redakteur des WDR-Kirchenfunks mit der Bitte um ein persönliches Telefongespräch, und wenig später erscheinen Bruchstücke dieses Gesprächs entstellt und sinnverfälscht in der Zeitschrift KONKRET als Interview.

Vielleicht sollte man da nach dem journalistischen Selbstverständnis des Herrn Tomayer fragen. – Es riecht zwar nicht, aber leicht anrüchig ist es schon!

INGRID ROITZSCH

BONN

SPITZE

KONKRET 5/87: »DIXI ET SALVAVI ANIMAM MEAM« LEITARTIKEL VON HERMANN L. CREMLIZA

KONKRET 5/87? Spitze!! Deine Kolumne? Noch besser!! Allerdings heißt 'Dixi et salvavi animam meam' nicht: »Ich habe gewarnt und mein Gewissen erleichtert« sondern: »Ich habe gesprochen und meine Seele gerettet«, nachzulesen in den Werken, Band 19, Seite 32! Abgesehen von dieser kleinlichen Kritik ist alles paletti. Weiter so!

THOMAS BERGER

BERLIN

MERKWÜRDIG

KONKRET 5/87: »TRINKT SCHWARZ SCHWARZ?« MAGAZIN, Seite 32

Ich weiß nicht, warum ich ständig für Eure merkwürdigen Nachrichten herhalten muß – ungewollt! Schon wieder so etwas dubioses in der Mai-Ausgabe auf Seite 32! Mich hat kein Kaffeeinstitut aus Hamburg befragt – und ich habe auch keine Zeit, solche doofen Umfragen zu beantworten!

PETRA KELLY

BONN

WG ABO

KONKRET TUTTO

Offensichtlich gebt Ihr nach wie vor die dringend-dringend notwendige Kritik von links nicht auf. Ihr habt eine neue Abo-WG.

MICHAEL NOPPER

EBRINGEN

SORGFÄLTIG UND SAUBER .

KONKRET 5487: »CÖRING IN DER QUELLENFALLE« VON OTTO KÖHLER

Wenn auch KONKRET-Autor Otto Köhler seine Behauptung revidiert, bei meiner Göring-Biographie fehle der entscheidende Schlußsatz des Göring-Auftrags an S.S.-Obergruppenführer Heydrich vom 31. Juli 1941 (betr. »Lösung der Judenfrage«) – denn das Dokument wird bei mir nämlich zweimal zitiert, auf S. 516 sogar im vollen Wortlaut – so muß ich seine Behauptung zurückweisen:

»Quellen – und das ist Irvings unbezweifelbare Stärke – gibt er grundsätzlich nicht an.«

Tausende von Dokumenten aus den von mir heimgesuchten Archiven der ganzen Welt vom National Archives in Washington bis zum National Library of Australia in Canberra werden von mir sorgfältig und sauber jeweils den entsprechenden Textseiten angepaßt, und zwar in meinem Quellenverzeichnis zwischen den Seiten 785 und 824.

DAVID IRVING

LONDON

Irving hat Recht: auf den genannten Seiten stehen Quellen. Otto Köhler hatte für seine Rezension nur die Fahnen zur Verfügung, auf denen diese Seiten fehlten, es gab auch keine Fußnotenzählung, die auf Quellen verwiesen hätte. Trotzdem fragte Köhler ausdrücklich beim Verlag nach, ob denn Irving seine Quellen nicht angebe. Als Antwort erhielt er lediglich die vierseitige »Danksagung« an die Mitwirkenden. (d. Red.)

KÄSELADEN

KONKRET 5/87: »SCHLEICH DICH FJR« STEFAN BERKHOLZ ÜBER DEN UMGANG MIT TUCHOLSKYS NACHLASS

Als hätte er es geahnt, in was für Hände von Schlampern und Faulenzern er posthum gerät, die nur dann rege werden, wenn es an ihre Pfründe geht.

Doch soll Tucholsky selber sprechen: (TB Ausg. rororo 10, 9-15)

Neulich stand hier ein Nadelstichlein... gegen das wahnwitzige Urheberrecht, das die Rechte des Geistes wie einen Käseladen vererbt. Daß... die meist inferioren Erben das Recht haben sollen, über hinterlassne ungedruckte Manuskripte des Erblassers frei zu verfügen, sie zu veröffentlichen oder nicht, und – was am schlimmsten ist – sie zu verfälschen: das ist ein unerträglicher Gedanke. Wonach werden sie ihre Entschließungen einrichten? Nach Familien-Interessen... von den politischen Überzeugungen dieser Kreise schon gar nicht zu reden....

Dann war da noch der Doktor ... ein Schweißfuß und Nebelkönig, der drauf und dran war, sich der Person und der Werke ... zu bemächtigen, ... um ein Haar ist das vorübergegangen. Solchen Zufällen sind die postumen (?) Werke Geistiger ausgesetzt.«

CHRISTIN MAUL

LOLLAR

POSITIV, NEGATIV

KONKRET 5/87: »ZUCCHINI MIT WOLKE«, INCRID STROBL ÜBER CHRISTA WOLFS »STÖRFALL«

Ingrid Strobl hat Christa Wolfs »Störfall« in der KONKRET 5/87 positiv ausgedrückt negativ besprochen. Das ist ihre Meinung. Der Reaktorunfall in Tschernobyl war jedoch im April 1986, nicht 1985, das ist eine Tatsache.

RITA GOTTSCHALL-GÜTHER

MÜNCHEN

Ingrid Strobl meint nichts Nachdenkenswertes finden zu können in dem neuesten Gedankenwerk von Christa Wolf und nennt es »Geschwätz«. Doch halt: Immerhin fällt der Verriß reißerisch aus, wütend, zerstörerisch. Was ist denn so empörend an den »Nachrichten eines Tages«? Wir sind von dieser Autorin »schwierige« Texte gewohnt. Hier schrieb sie sich, vielleicht ist das empörend, ohne Schutz einer bestimmten Weltanschauung, ohne die prinzipielle Reflexion sozialökonomischer Bedingtheiten technologischer Entwicklungen, sozusagen spiralförmig von allen ihr notwendig erscheinenden Seiten immer näher an das heran, was wir Problem nennen.

Könnte es nicht sein, daß wir mit unseren technischen Fähigkeiten so weit gekommen sind, daß wir aufgrund anthropologischer Mängel, aufgrund noch nicht überwundener Begrenztheiten ethisch und moralisch nicht mehr verantworten können was wir tun oder gutzuheißen glauben? Für Ingrid Strobl ist das alles »wabernde Metaphysik«. Abwegig. Erledigt. Auf den Müll.

ARNOLD HÜNDLING

KIEL

POHRT ZUM LETZTEN

KONKRET 4/87: »DIE KRANKEN UND DIE GRÜNEN« WOLFGANG POHRT HATTE SICH EINES BRISANTEN THEMAS ANGENOMMEN: AIDS-INFIZIERTE UND GRÜNE LEBENSSCHÜTZER

Ganz die Kurve hat er nicht gekriegt, der Wolfgang Pohrt.

Wo doch alle Welt weiß, der liebe Gott straft die Sünder (also alle, alle) mit Krankheit, Siechtum und Tod. Da freuen sich denn auch die Betreiber der »Hühner-KZs«, die Hersteller von Pillen und Drogen, die Atommediziner und die Zigarettenindustrie.

Da sollen die armen Würstchen in der dritten Welt die Schnauze halten, von wegen billige Futtermittellieferanten für das deutsche Mastschwein.

Schließlich ist es kein Zuckerschlecken (ach ja, die Zuckerindustrie) pro Kopf und Jahr zwei fette »betageblockte Penicilinschweine« zu fressen. Und wenn der vollgefressene Bauch kneift, rülpsend das Zipperlein plagt, haun wir uns die Pillen rein. Wie sollen denn sonst die EG-Berge abgebaut werden.

Aber wie hieß der tolle Satz nochmal?

»Das Darumherumwissen drückt jene nichtsnutzige Sentimentalität aus, die sich nicht selten und nicht ungern mit der ehrfurchtslosesten Brutalität zu paaren vermag.«

Genau!

Da riecht, wer schwitzt; hustet, wer sich verschluckt; niest, wer krank ist – und hat AIDS, wer kopuliert.

Und wer dagegen ist – den holt der Pohrt!

DIETMAR HAMANN

NIERSTEIN

Da hat der antifaschistische Ketten-Raucher Pohrt die faschistoiden Nichtraucher mal wieder so richtig mit der ideologischen Dampframme ins eiweißfreie Müsli gestampft.

Gesundheit? Big Mac, bewahre!

Hunger in der 3. Welt? Es gibt halt noch nicht genug Fritten-Buden.

Tschernobyl? Diese zusätzliche Strahlen-Belastung macht den unverfälschten AKW-Gegner nur härter.

Und wer hat an dem ganzen Elend Schuld? Die Grünen und ihre apokalyptischen Visionen. Das ist Spitze!

Und wer hat Schuld am nächsten Krieg? Gremliza und seine Visionen von der Vernichtung überflüssigen Kapitals.

DR. KNORKE UND DIE ANTIFASCHISTEN

GETREIDEFRESSER

HAMBURG

Was soll dieser Hetzbeitrag von Wolfgang Pohrt? Die Aufmachung war sehr gut: Kombination von »Bild«-Zeitung, Steckbrief und SA-Terror. Doch umso enttäuschender der Artikel.

Erstens halte ich es für politisch absolut nicht vertretbar, bei einem solch wichtigen Thema wie AIDS, und bei der gesellschaftlichen Brisanz durch Aktivitäten rechtsradikaler Politiker wie Gauweiler, die Schuld anderen linken Kräften in die Schuhe zu schieben.

Zweitens finde ich es geradezu absurd, politisch vielleicht zweifelhafte Aktivitäten einiger grüner Fundamentalisten/innen dem gleichen Geist zuzuschieben wie der braunen »Volksgesundheitspolitik«. Eine wirkliche Analyse der AIDS-Kampagne wäre angebrachter. Man denke nur an die Funktion der AIDS-Angst wirkliche Gefahren der Gesellschaft zu verdrängen; nämlich Aufrüstung, Arbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung usw. Der bundesrepublikanische Kleinbürger braucht seine Sündenböcke, Pohrt wohl auch.

JOANS DÖRGE

ERICH BENEDIX

CARMEN WEIDEMANN

KAUFUNCEN/KASSEL

Konkret 06/87, S. 10

Hermann L. Gremliza

30 Jahre KONKRET

1957 erscheint in Hamburg eine Zeitschrift unter dem Titel KONKRET. Auch 1987 erscheint in Hamburg eine Zeitschrift unter dem Titel KONKRET. Die dreißigjährige Geschichte aber, die zwischen diesen beiden Daten liegt, ist eine Geschichte und zugleich zwei: Die erste endet 1973 mit dem Konkurs des Konkret Verlags; die zweite beginnt 1974 mit der Gründung des Neuen Konkret Verlags, den äußerlich mit dem alten nicht mehr verbindet als der aus der Konkursmasse erworbene Titel. Der Verleger des alten KONKRET hält die Geschichte der Zeitschrift für beendet und nennt, was folgt, »ein Blatt unter dem Namen KONKRET«. In der Tat – was sollte das neue KONKRET mit dem alten gemein haben? Der Mitgründer, Herausgeber und Chefredakteur Röhl war gegangen (worden), hatte die bekanntesten Autoren (Rühmkorf, Wallraff, Parnass, Steffen) mitgenommen und mit ihnen die Zeitschrift »das da« aufgemacht – gestaltet nach den Rezepten, denen er den Erfolg seines alten KONKRET zuschrieb. Warum also sollte dieses Blatt nicht die Nachfolge des alten KONKRET antreten können und das neue als Fälschung beiseiteschieben?

Röhl irrte. KONKRET war nicht, wie er glaubte, sein Werk, obwohl er doch sechzehn Jahre lang der Verleger gewesen war. KONKRET war das nur selten von Röhl selbst, meist aber von den Redakteuren (vor allem der langjährigen Chefredakteurin Ulrike Meinhof) und den freien Autoren eingelöste Versprechen, dem politischen und kulturellen Betrieb Bundesrepublik linken Widerstand zu leisten. Das neue KONKRET erneuerte das Versprechen. Bald kehrten die meisten der mit Röhl abgewanderten Autoren und Leser zu KONKRET zurück. »das da« blieb eine Episode, die zwei Geschichten von KONKRET verbanden sich zu einer.

»Die Öffentlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaft läßt es zu keiner vernehmbaren Anklage kommen, an deren Ton die Hellhörigen nicht schon die Prominenz witterten, in deren Zeichen der Empörte sich mit ihnen aussöhnt. Je unausmeßbarer die Kluft zwischen dem Chorus und der Spitze wird, umso gewisser ist an dieser für jeden Platz, der durch gutorganisierte Auffälligkeit seine Superiorität bekundet« (Horkheimer/Adorno: »Dialektik der Aufklärung«). Das ist das Gesetz, das der Prophet der »Unregierbarkeit« auf dem Weg zum Landesminister, der Streetfighter als Dauergast der *Talk Shows* und der linksradikale Feuilletonist buchstabengetreu bis zum Erbrechen erfüllen. Das Gesetz, das immer wieder brechen muß, wer mehr und anderes will als gesellschaftliche Anerkennung. Denn es ist tatsächlich schwerer, dieser zu entrinnen als sie zu erringen – jedenfalls für einen pfiffigen Kopf, der seine abweichende Meinung mit Geschick, Originalität und Witz vorzutragen weiß. Gutorganisierte Auffälligkeit ist eine, die mit der Mode geht; die aufsagt, was »angesagt« ist; die das Alte fallen läßt, um das Neue aufzugreifen, das sie über dem Neuesten vergessen wird. Wer aber beharrt, wer mitten in die schönste, spannendste, aufregendste New-Age-Debatte das Wort Berufsverbot hineinruft, ist penetrant, humorlos, peinlich.

KONKRET, die peinliche Zeitschrift? Sie war und ist es gewiß nicht immer, doch sie war immer wieder bereit, es zu sein, *eine* dreißigjährige Geschichte lang. Ob noch keiner davon sprach, ob schon einige, ob alle davon sprachen oder schon wieder keiner: KONKRET sprach vom Faschismus, von der Gegenwart brauner Vergangenheit, führte die Kommentatoren von Rassegesetzen und die Architekten von KZ-Bauten vor, die Verbindungsmänner von Goebbels und die SA-Reiter, die in Bonn Staatssekretäre, Kanzler, Präsidenten wurden; KONKRET begriff und denunzierte den »Verteidigungsbeitrag« der Bundesrepublik als den Versuch, den Zweiten Weltkrieg (im Osten) doch noch zu gewinnen, ob mit Dulles und seinem roll *back* oder mit der »Nachrüstung«; KONKRET beharrte – unterm Wirtschaftswunder wie später in der Krise – auf dem Klassencharakter der Gesellschaft und ließ sich den Marx nie austreiben: nicht von Rainer Barzel und seiner »Rettet die Freiheit«-Bande, nicht von den französischen Instant-Philosophen und ihrem alternativ-deutschen Anhang; KONKRET propagierte die Befreiung der »Dritten Welt«: in Algerien, Kuba, Vietnam, Angola, Nicaragua, Südafrika (und jeweils ohne Rücksicht darauf, ob die jeweilige Guerilla sich auf dem jeweils aktuellen Diskussionsstand der westdeutschen Linken befand oder nicht); KONKRET ergriff Partei für Gruppen, an deren abweichendem Denken oder Verhalten der Staatsapparat sein Herrschaftsmütchen zu kühlen pflegt; KONKRET verteidigte die im Grundgesetz festgeschriebene Ordnung gegen Notstandsgesetze, Justizwillkür, Zensur – und weigerte sich doch – zu Zeiten nicht oft und deutlich genug – , in der freiheitlich-demokratisch-parlamentarischen Grundordnung mehr zu sehen als die am wenigsten unerträgliche Form der Kapitalherrschaft. Dreißig Jahre lang, fast ohne Unterbrechung, in zweierlei Verlagen, unter wechselnder Redaktionsleitung – ein seltsamer Zufall, wenn es denn einer wäre. Aber wie immer in Fällen, die nicht oder nur mit dem »Idealismus« der Akteure erklärbar scheinen, hilft auch in diesem die Beschreibung der materiellen Basis weiter: Weil die Erlöse aus Vertrieb und Anzeigengeschäft nie dazu reichten, eine komplette Redaktion zu bezahlen, blieb KONKRET auf Beiträge »freier« Autoren angewiesen. Und auch deren Honorare waren bescheiden. Bei KONKRET landeten deshalb erstens Manuskripte von Schriftstellern, die in Opposition zum herrschenden Betrieb standen und sich diese Haltung etwas kosten ließen, und zweitens diejenigen Beiträge sonst wohlgelittener Autoren, die der besser bezahlende Medienbetrieb aus politischen Gründen abgelehnt hätte oder schon hatte. Also erstens (für viele andere): Arno Schmidt; zweitens: Heinrich

Böll. In KONKRET erschien, was gerade – oder überhaupt – nicht »paßte«, was den Rahmen gutorganisierter Auffälligkeit sprengte. Und wieder kein Zufall, sondern bloß Beispiel für die Wirkungsweise der Kapitalherrschaft, daß das, was für den Betrieb nicht taugte, als das erschien, was »verfassungsfeindlich« heißt oder, weniger geschwollen: kommunistisch.

»Klein, aber fein«; »Überzeugung der Überzeugten«: das sind die Vorwürfe, die KONKRET gemacht werden. Wozu kann etwas taugen, das für den Markt, den Aufstieg, den Erfolg nicht taugt? Andererseits: Wer diese Kritiker fragt, welche Zeitschrift in der Weimarer Republik die bedeutendste gewesen sei, erhält zur Antwort: »Die Weltbühne«. Deren höchste Auflage: 16 000 Exemplare. Nicht die Zeitschrift entfacht die Klassenkämpfe, sondern die Klassenkämpfe setzen der Zeitschrift die Grenzen. Innerhalb dieser können Verlag und Redaktion ihre Sache gut machen oder schlecht, können vorantreiben, helfen oder stören. Oder sich in ihnen treiben lassen. Der »Spiegel«, beispielsweise, hat nie etwas anderes getan, als der jeweils vorherrschenden Stimmung des nicht völlig bornierten Bürgertums zu folgen und den Bedarf dessen schlechten Gewissens an Sühneaktionen (»Enthüllungen« oder »Kritik«) zu decken. In Augenblicken der Besinnung hat der Herausgeber des Nachrichtenmagazins eingeräumt, daß der Einfluß des »Spiegel« auf die Politik der BRD meist erheblich überschätzt werde. Weniger freundlich gesagt: Er hat keinen und er hatte nie einen – es sei denn einen solchen, der hier nicht gemeint ist: die Popularisierung des längst Entschiedenen. Ich riskiere die These, daß das kleine KONKRET zu den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der letzten dreißig Jahre mehr beigetragen hat als das Hamburger Nachrichtenmagazin mit seiner zwanzigfachen Auflage.

Was paradox scheint, scheint nur so: Je größer die Auflage, desto geringer die Wirkung, jedenfalls die intendierte. Mehr als fünfzig Prozent der »Bild«-Leser wählen die SPD. Wallraff hat in drei Büchern mit einer Gesamtauflage von mehr als einer Million dargestellt, was die »Bild«-Zeitung ist und wie sie gemacht wird, wie sie lügt und betrügt. Nachdem das letzte Wallraff-Buch verkauft war, setzte der Springer-Verlag anstatt vier Millionen täglich fünf Millionen Exemplare der »Bild«-Zeitung ab. Soviel zur »Massenwirkung«.

Politische Wirkung, die mehr sein soll und will als die unterhaltsame Bestätigung des eh schon Gemeinten und Empfundenen, setzt eine hartnäckige – Kritiker sagen: sektiererische – Radikalität voraus, die möglichst wenige und am besten keine Kompromisse macht; die nicht gefällt, sondern zumutet; die auf ihrer Sache beharrt, anstatt um Formen zu kreisen. Zehn, die denken, sind mehr als tausend, die meinen. Für diese gibt es, je nach Einkommen, Schulbildung, Beruf: »Bild am Sonntag«, »Praline«, »Spiegel«. Für die andern machen wir KONKRET.

Konkret 06/87, S. 12

Günther Anders

Reicht der gewaltlose Protest?

Der Mai begann feurig und brennend heiß. Im katholischen Flachland loderten die Kirchen, im geburtstäglich rausgeputzten Westberlin brannten Barrikaden, und Supermärkte standen erst offen und dann leer nach Ladenschluß. Die einen befürchteten Luzifers Rache und die anderen wähnten sich gar in Belfast oder Beirut, während es doch nur SO 36 war. War das der Beginn des Krieges gegen die Verhältnisse? Ist das denn erlaubt? So ganz ohne Bahnsteigkarte den Rasen zu betreten?

§1 Der Verrat

Das vorrevolutionäre Stadium unserer aus bloß sentimentalen und symbolischen Scheinhandlungen bestehenden Proteste gegen die Vorbereitung der Totalvernichtung gehört nun wohl der Vergangenheit an. Dieses Stadium der Gewalt – also der Harmlosigkeit, zu verlassen, widerspricht zwar allen unseren, jedenfalls allen meinen privaten, seit dem Ersten Weltkrieg unbeirrbar durchgehaltenen, sogar für unverletzbar gehaltenen Grundsätzen und Tabus und versetzt mich in einen Zustand, den zu schildern ich keine Lust habe;

wenn aber, wie vor einiger Zeit geschehen, einer der heutigen Weltherrscher vor dem Mikrophon seinen Scherz damit treiben kann, daß er lächelnd verkündet, er habe gerade die Anweisung gegeben, die Sowjetunion atomar anzugreifen, und wenn sein Publikum ihn wegen dieser seiner gutgelaunten Abgeschmacktheit kollektiv ins Herz schließt, dann ist – denn *es gibt keine ernstere Gefahr als den Unernst von Allmächtigen* – ein neues Benehmen unsererseits erforderlich; dann haben wir uns jede weitere Höflichkeit oder Zurückhaltung zu verbieten. *Heute noch sanft oder urban zu bleiben,* bewiese nicht nur Unernst, sondern Feigheit und *liefe auf Verrat an den Nachkommen heraus.* Gegen die bedrohlichen Monstra, die, während die Bäume absterben, in den Himmel wachsen, um die Erde morgen zur Hölle zu machen – gegen diese Monstra hilft kein »gewaltloser Widerstand«, die können nicht fortgeschwatzt oder fortgebetet oder fortgefastet oder fortgestreichelt werden. Dies um so weniger, als ja diejenigen, die diese Monstra befürworten und installieren, die »Zimmermänner von heute«, in jedem Widerspruch unsererseits, auch im loyalsten, schon Widerstand sehen und in jedem Widerstand, auch im symbolischsten, Gewalttätigkeit.

Nein, nun müssen wir damit beginnen, die bei uns installierten Monstra, die eine pausenlose, dinggewordene Angriffsdrohung gegen uns, gegen die Menschheit, also einen *globalen Notstand* darstellen, da sie ein Chaos schaffen würden bzw. die Welt in ein Chaos zurückzustoßen drohen – *nun müssen wir damit beginnen, diese Monstra in physischer Notwehr anzugreifen und systematisch unverwendbar zu machen.*

§ 2 Das Neue ist das Moralische

Aber selbst das reicht noch nicht aus. Auch dieser Entschluß könnte sich als sinnlos, nämlich als *sinnlos bescheiden* erweisen. Denn zu groß ist die Differenz zwischen der Enormität bzw. der technischen Perfektion der Vernichtungsinstallationen (inkl. sie schützender Polizeiwaffen) und der Primitivität unserer Gegenwaffen: der (man staune!) noch manuell zu bedienenden Miniatursägen, der Drahtscheren und der Schraubenschlüssel. Das »man staune!« habe ich deshalb dazwischengerufen, weil in den Augen der Machthaber, der Gewalthaber, schon diese Primitivität der Waffen beschämend ist, eine lächerliche oder sogar beleidigende Zumutung. In anderen Worten: Deshalb, weil sie davon überzeugt sind, ernstzunehmen seien allein konkurrenzfähige Geräte, also bis zum höchsten technischen Raffinement entwickelte Waffen. *Das technisch Primitive gilt ihnen als etwas in jeder, sogar in sittlicher Hinsicht, Indiskutables.* Daher sind sie des festen Glaubens, daß, Tränengas aus der Luft in die Augen von Hunderten zu spritzen, moralischer sei, als vom vulgären Boden aus Steine zu werfen; daß also die modernste Art des Tötens auch die untadeligste sei. Umgekehrt gilt: Durch den Messerstich eines Demonstranten verletzt zu werden (statt durch eine brandneue Neutronenbombe), das wäre in ihren Augen wohl altfränkisch, auch ehrenrührig. Als Mitglied des ausgehenden zweiten Jahrtausend hat man schließlich Anspruch darauf, mit Waffen bekämpft zu werden oder durch Waffen umzukommen, die moderner sind als geschleuderte Steine. »Stirb progressiv!«

§ 3 Reicht das Töten toter Dinge?

Das technische Gefälle zwischen den kolossalen feindlichen Angriffswaffen (und auch den, diese beschützenden, höchst modernen Polizeiwaffen* einerseits und den von den Demonstranten eingesetzten Gegenwaffen (sofern man diese überhaupt »Waffen« nennen darf; sie sind vielmehr Objekte gewordene Hilfeschreie) andererseits ist so groß, daß wir für den Defätismus jener, die eine physische Auseinandersetzung für schlechterdings aussichtslos halten, Verständnis haben dürfen. In der Tat ist ja dieses Gefälle ebenso groß wie etwa das zwischen den Feuerwaffen der Kolonialmächte und den Bambuspfeilen der sich verzweifelt und vergeblich verteidigenden Kongolesen im vorigen Jahrhundert. Auch damals hat ja die technische Differenz Weltgeschichte entschieden, natürlich zuungunsten der technisch Unterlegenen. Verglichen mit den Machtinstrumenten und der Gewalt unserer Gegner wäre oder ist auch unser, sich auf deren tote Objekte

beschränkender Gewalteinsatz kaum mehr als bloße Aktionssymbolik. *Wer weiß, ob nicht durch die monströse Entwicklung der Technik* (die man freilich selbst eine »Revolution« nennen darf, sogar vielleicht die bis heute wichtigste) *die Möglichkeit politischer Revolutionen zum Verschwinden gebracht worden ist* – was freilich wiederum eine Revolution darstellen würde, ein welthistorisches Ereignis, wenn auch ein negatives, etwa wie das Aussterben von Tierarten.

Auch bleibt der Grundsatz, nur ohnehin tote Dinge zu attackieren oder zu »töten« (was das Optimum ist, das Halbherzige einräumen), ganz unzulänglich und wirkungslos. Und das nicht nur deshalb, weil, wo immer wir die enormen Objekte attackieren, wir kaum mehr zustandebringen, als nur ihren Lack anzukratzen. Nein, was die Beschränkung auf die Beschädigung oder Zerstörung dieser toten Dinge (in denen die Tötung von Millionen lauert) vor allem unzulänglich und sinnlos macht, ist die Tatsache, daß diese wie *alle* Produkte im heutigen Zeitalter der Massenproduktion jederzeit problemlos und schnellstens ersetzt werden können; *ihre Zerstörung ist mithin sinnlos.* Dazu kommt, daß es heute von jedem Produktionstyp grundsätzlich zu viele Exemplare gibt, daß der Konsum ja nirgends mit den Bedürfnissen der Produktion Schritt hält, was die *Produkte* gewissermaßen unvernichtbar, feierlich ausgedrückt: *unsterblich* macht. Deshalb ist die Drohung, diese zu beschädigen, nur dann wirksam und sinnvoll, wenn wir außerdem oder an erster Stelle den an der Herstellung, der Installierung und dem eventuellen Einsatz dieser Geräte Interessierten unmißverständlich erklären, daß dasjenige, *was wir bis jetzt* (höchstens) *ihren Produkten zugedacht haben* (das Wort »angetan« wäre zu prahlerisch), daß das nur die *Vorankündigung dessen gewesen ist, was wir auch ihnen selbst* anzutun *gezwungen* sein werden. Da sie uns pausenlos terrorisieren, könnte es geschehen, daß auch sie einmal pausenlos eingeschüchtert werden und sich in acht nehmen werden müssen. Jeder von ihnen, einer nach dem anderen, in nicht voraussehbarer Reihenfolge. Damit unseren Kindern und Kindeskindern das Überleben gesichert werde. »Werde« – nicht etwa »bleibe«.

§4 Das gebrochene Tabu

Diese letzten schrecklichen Worte schreibe ich nicht etwa leichtfertig nieder wie irgendeine andere beliebige Hypothese oder Einsicht oder Aufforderung. Schließlich hat mich seit siebzig Jahren, seit den ersten Augusttagen 1914, das Staunen der Tatsache, daß Menschen Mitmenschen töten, sogar gern töten können, nicht verlassen. Schon als Knabe habe ich dieses Verbum nur zögernd aussprechen können, so als wäre schon der Laut selbst so mörderisch wie das Tun. Und seit meinen ersten Schreibversuchen hat es wohl nur wenige Seiten gegeben, durch die nicht das Grauen vor dem Töten hindurchgegeistert wäre.

Daher erfüllt es mich natürlich mit Schrecken und Ungläubigkeit, daß ich nun dieses Wort nicht nur niederschreibe, sondern niederschreiben *muß, weil es keine andere Rettungsmethode gibt, als die, die Drohenden zu bedrohen.* Denen, die mich dazu zwingen, das Tötungs-Tabu zu brechen, werde ich das niemals vergeben können.

Ich verlange und ich habe ein Recht darauf zu verlangen, daß man mich nicht der Leichtfertigkeit zeihe, wenn ich zum Schluß wiederhole: Es gibt kein Alternativmittel, kein anderes als diese Drohung, wenn wir das Überleben unserer Generation und das der von uns erhofften künftigen Generationen zu sichern wünschen, als diejenigen, die darauf insistieren, die atomare Gefährdung des irdischen Lebens (gleich ob die »kriegerische« oder die angeblich »friedliche«) fortzusetzen und grundsätzlich Stopp-Angebote abzulehnen – es gibt keine andere Alternative, als diesen Männern ausdrücklich mitzuteilen, daß sie sich nun, einer wie der andere, als *Freiwild* werden betrachten müssen.

Voll Schmerz, aber entschlossen erkläre ich daher: wir werden nicht davor zurückscheuen, diejenigen Menschen zu töten, die aus Beschränktheit der Phantasie oder aus Blödheit des Herzens vor der Gefährdung und Tötung der Menschheit nicht zurückscheuen.

* Wenn man von »Polizei« noch sprechen darf, denn die gegen Demonstranten eingesetzten Polizisten fungieren heute ja als Militär, als konterrevolutionär eingesetzte Bürgerkriegsarmee.

Konkret 06/87, S. 14

Uwe Herzog

Bombenleger von den Diensten

Vor acht Jahren: Bombenanschlag auf dem Hauptbahnhof von Bologna. 85 Tote, Hunderte von Verletzten. Jetzt hat der Prozeß gegen die mutmaßlichen Täter begonnen. Auf der Anklagebank: Neofaschisten, Militärs Geheimdienstagenten. KONKRET-Autor UWE HERZOG reiste zum Prozeß nach Bologna. Acht Jahre vorher hatte er die Nacht vor dem Attentat auf dem Bahnhof in Bologna verbracht. Er war davongekommen. Mit dem letzten Zug

Als ich Bologna erreiche, dämmert es bereits. Ein Autofahrer hat mich von Rimini mitgenommen. Ich fahre mit dem Linienbus von der Ausfallstraße ins Zentrum, beschließe, am nächsten Morgen den Zug zu nehmen. Ich bin auf der Heimreise, wie viele tausend andere Urlauber auch. Es ist der 1. August 1980. Die Hitze in der Stadt ist drückend und ich habe Mühe, ein Hotelzimmer zu finden. Ich verbringe diese heiße, stickige Nacht am Bahnhof: das ist der kühlste Ort in der Stadt. Viele Rucksacktouristen haben hier ihre Schlafsäcke auf den Marmorfliesen ausgebreitet, in den Wartesälen halten ganze Familien ein Nickerchen. In langen Abständen halten einige wenige Nachtzüge, ein paar kurze Ansagen, sonst nichts. Auch die Bars sind geschlossen. Niemand von uns Reisenden in dieser Nacht bemerkt, wie irgendwer irgendwann im Wartesaal zweiter Klasse ein Gepäckstück auf eine Ablage neben die Tür stellt. Und wieder verschwindet. Vielleicht geschieht das auch erst später am Morgen als mehr Betrieb aufkommt. Jedenfalls geschieht es – und in diesem Gepäckstück ist Sprengstoff.

Sieben Jahre später bin ich wieder in Bologna, diesmal im Justizpalast. Carabinieri, Sicherheitskontrollen, dann im Obergeschoß ein bewachter Eingang zum Gerichtssaal. Dort hängt ein Zettel mit knappem Hinweis auf das, was hier verhandelt wird: »La strage« – »Das Blutbad« – »2. August 1980«. Hier weiß jeder, was gemeint ist. In der BRD gehört der Bombenanschlag an jenem Tag auf dem Hauptbahnhof in Bologna längst der Vergangenheit an, ähnlich wie das Attentat auf der Münchner Oktoberwiese, bei dem am 26. September 1980 elf Menschen getötet wurden. In den Medien ist beides kein Thema mehr.

Auch ich hatte damals bald vergessen, was ich zufällig beinahe in Bologna miterlebt hätte und wie ich dem ebenso zufällig entging: Ich hatte einen Zug genommen, der um sieben Uhr sechsundzwanzig in Richtung Schweiz fuhr, Umsteigen in Mailand. Die nächste Verbindung in die Schweiz, ein Schnellzug nach Basel, hat den Bahnhof nie verlassen. Viele, die eingestiegen waren, starben in den Trümmern eines fünfzig Meter langen Dachs, das auf die Waggons stürzte. Davon hatte ich damals erst am nächsten Tag aus den Nachrichten erfahren und mehr als einen Moment gebraucht, um zu verstehen, was passiert war:

,»Letzten Meldungen zufolge hat die Explosionskatastrophe auf dem Hauptbahnhof von Bologna gestern vormittag 76 Menschenleben gefordert. Bei drei der Todesopfer handelt es sich um Urlauber aus Niedersachsen, und zwar um eine Frau und ihre beiden Söhne. Von den bei der Katastrophe verletzten mehr als 200 Menschen sind noch 138 in den Krankenhäusern, viele von ihnen schweben in Lebensgefahr. Die Bevölkerung wurde zu Blutspenden aufgerufen. Nach dem derzeitigen Stand der Ermittlungen ist die Katastrophe eindeutig auf einen Bombenanschlag zurückzuführen. Ein Krater weist auf die Verwendung von einem Zentner Sprengstoff hin.«

Die Bombe explodierte an einem Samstag, diese Nachrichtenmeldung war vom Sonntag und am Montag gab es Schlagzeilen in den Zeitungen. Inzwischen hatte sich die Zahl der Todesopfer auf 85 erhöht. Die »Bild«Zeitung gab sich damit nicht zufrieden: »Bologna – Jetzt 100 Tote!« titelte das Blatt und fragte nicht nach den Tätern, sondern nur »Kann man eigentlich noch nach Italien fahren?« So als sei es eine Art »Naturkatastrophe« gewesen. Und nach ein paar Tagen war dieser größte Bombenanschlag in der europäischen Nachkriegsgeschichte aus den Zeitungen verschwunden.

Sechs Jahre später ergeht das vorläufige Urteil der Ermittlungsrichter gegen die Täter – nach italienischem Recht Vorlage für die Anklageerhebung der Staatsanwaltschaft:

»Bologna, 14. Juni 1986. Im Namen des Volkes: Der Leitende Richter am Zivil- und Strafgericht von Bologna erläßt Urteil und Anordnung gegen: Cuiseppe Belmonte, zur Zeit in Haft. Pietro Musumeci ebenfalls in Haft. Francesco Pazienza, flüchtig. Licio Gelli ebenfalls flüchtig. Ferner Luigi Ciavardini und Massimiliano Taddeini beide in Haft. Nazareno de Angelis, verstorben. Und: Stefano delle Chiaie, flüchtig.«

Nur acht von insgesamt 57 Namen, die nach den Erkenntnissen der Ermittlungsrichter im Zusammenhang mit dem Blutbad stehen. Später, als der Prozeß endlich eröffnet wird, reduziert das Gericht die Anklage auf zwanzig Personen. Die Akten umfassen inzwischen mehr als 80 000 Blatt. Es wird Monate dauern, bis das Verfahren abgeschlossen werden kann. Die Richter veröffentlichten die Ermittlungsergebnisse:

Danach hatten die damals Jugendlichen Nazareno de Angelis, Luigi Ciavardini und Massimiliano Taddeini am frühen Morgen des 2. August 1980 den Sprengsatz im Wartesaal zweiter Klasse im Bologneser Hauptbahnhof deponiert. Für die Ausführung und Organisation war Stefano delle Chiaie verantwortlich, Gründer der faschistischen Terrorgruppe »Avanguardia nazionale«. Als Auftraggeber gelten Licio Gelli, Chef der geheimen Industriellen- und Politikerloge

»Propaganda 2«, Francesco Pazienza, Agent des US-amerikanischen Geheimdienstes CIA und Verbindungsmann zum italienischen Militärgeheimdienst SISMI. Und: zwei ehemalige italienische Geheimdienstchefs: General Musumeci und Coronel Belmonte. Musumeci und Belmonte sind darüber hinaus angeklagt, gezielt falsche Spuren gelegt zu haben, die die Ermittlungen über Jahre behinderten: »Es ist das erste Mal, daß die Richter in der Lage sind, die Ausführenden und auch die Auftraggeber auf die Anklagebank zu bringen, es sind alle auf der Anklagebank. Die Richter in diesem Prozeß sind sich ihrer Sache sicher und wir müssen uns bei ihnen bedanken, denn in diesen sechs Jahren, die sie schon ermittelt haben, verloren sie mehr als die Hälfte der Zeit, um falschen Spuren nachzugehen, die nicht zur Wahrheit führten...«, sagt Torquato Secci, der bei dem Anschlag seinen einzigen Sohn verlor. Jetzt besucht Torquato Secci täglich den Prozeß gegen die Mörder. Er ist Präsident der Gruppe der Familien der Opfer, die sich ein Jahr nach dem Blutbad zusammengeschlossen haben. In einer Verhandlungspause lernen wir uns kennen und sprechen über den Anschlag und die Solidarität in der Bevölkerung, die auch heute noch spürbar ist: an jedem Jahrestag füllen sich die Straßen der Stadt mit Menschen, die nicht vergessen haben, was damals passiert ist und auf großen Kundgebungen die Gewalt der Faschisten verurteilen: »Es gab eine große Solidarität, es war ein richtiger Wettkampf der Solidarität für uns. Viele haben sich sofort nach dem Blutbad entschlossen, den Verletzten und allen Angehörigen der Opfer finanziell zu helfen. Die Verwaltung hat ein Konto eröffnet. Gleichzeitig hat die Tageszeitung von Bologna auch ein Konto eröffnet, dort sind mehr als fünf Milliarden Lire eingegangen. Dieses Geld hat uns geholfen, die erste Not der Familien zu lindern. Und auch heute noch haben wir Schwerverletzte, und helfen ihnen. Es gibt immer noch Verletzte, die täglich ins Krankenhaus gebracht werden müssen, es gibt Leute, die sich heute noch Splitter entfernen lassen müssen, andere, die das Augenlicht verloren haben. Wir haben immer noch verschieden schwer Kranke, denen wir unterschiedlich helfen müssen.«

Daß die Bevölkerung, die Presse, die Richter und auch die Stadtverwaltung im von der Kommunistischen Partei regierten Bologna so betroffen und engagiert waren, hat nach Seccis Worten viel dazu beigetragen, daß die Schuldigen nun zur Verantwortung gezogen werden können.

Was dem vorausging, ist ein internationales Verwirrspiel, in das auch bundesdeutsche Rechtsextremisten verwickelt sind. Inszeniert haben diesen Polit- und Agententhriller dieselben, die das Blutbad planten und durchführten: führende Persönlichkeiten des italienischen Geheimdienstes, leitende Agenten des CIA in Europa und jener Licio Gelli, der als Chef der Geheimloge »Propaganda 2« die Interessen vieler italienischer Großindustrieller und Politiker vertrat. Ihr Motiv: Man wollte unmittelbar vor den Parlamentswahlen einen Terrorakt der Roten Brigaden vortäuschen.

Nachdem der Anschlag beschlossene Sache war, geschah nach dem Stand der Ermittlungen – folgendes: Stefano delle Chiaie erhielt den Auftrag, die »Operation« durchzuführen. Delle Chiaie hatte Erfahrung in solchen Geschäften: die italienische Justiz wirft ihm vor, 1969 einen Bombenanschlag ausgeführt zu haben, bei dem in einer Mailänder Bank 16 Menschen starben und über 100 verletzt wurden. 1970, als der rechtsradikale Fürst Borghese versuchte, die demokratische Regierung in Rom zu stürzen, führte delle Chiaie für ihn eine Freischärlertruppe. Der Putschversuch mißlang. 1974 soll delle Chiaie am Attentat auf den D-Zug »Italicus« beteiligt gewesen sein, und 1976 bei der Ermordung des Richters Vittorio Occorsio. Seit 17 Jahren wird delle Chiaie in Italien steckbrieflich gesucht. In dieser Zeit arbeitete der Topkiller international: für Kreise des spanischen Geheimdienstes soll er führende Mitglieder der ETA ermordet haben und in Südamerika engagierten ihn Diktatoren. Gemeinsam mit dem früheren deutschen Gestapo-Chef von Lyon, Klaus Barbie, und dem Neofaschisten Joachim Fiebelkorn organisierte delle Chiaie im Frühsommer 1980 einen Putsch in Bolivien, und kurz darauf, wie nebenbei, den Anschlag in Bologna. Den Sprengstoff besorgte er beim neapolitanischen Neofaschisten Fachini, der direkten Zugang zu dem vom Militär verwendeten »T 4« hatte. Dann machte sich delle Chiaie auf die Suche nach denen, die den Sprengsatz legen sollten.

Nach Recherchen des englischen Journalisten Christie traf delle Chiaie vor dem Anschlag in Rom mit dem »Wehrsportgruppenführer« Karl-Heinz Hoffmann zusammen. Nach Zeugenaussagen in den Ermittlungsakten versprach Hoffmann, für »diese Sache« sechs Mitglieder seiner Wehrsportgruppe zur Verfügung zu stellen – allerdings offenbar ohne zu wissen, worum es genau ging: Rudolf Klinger, Stefan Faber, Walter Ulrich Behle, Michael Ruttor, Horst Röhlich und Robert Funk sollten für delle Chiaie die Dreckarbeit machen. Daß sich delle Chiaie und seine Auftraggeber dann doch für drei italienische Jugendliche entschieden, die aus verschiedenen neofaschistischen Banden kamen, war vielleicht Zufall. Die Ermittlungsrichter glauben, daß Mitglieder der Hoffmann-Gruppe dennoch zur Tatzeit in Italien waren. Sie sollen unter falschen Namen am 30. Juli 1980 zwei Tage vor dem Anschlag, mit dem Flugzeug nach Rimini gekommen sein. Das ist nur gut hundert Kilometer von Bologna entfernt. Vielleicht waren sie als Ersatz vorgesehen – vielleicht sollten sie aber auch mit hineingezogen werden, falls etwas schiefging. Und es ging wirklich etwas schief: der Versuch, den Anschlag linken Terroristen in den Schuhe zu schieben, mißlang.

Der zuständige Ermittlungsrichter Dr. Aldo Gentile ging allen Hinweisen nach – die Spuren führten zum Sprengstoffexperten Fachini und damit in die Kreise rechter Militärs, Geheimdienste und Profis wie delle Chiaie, mit denen Fachini immer wieder in Verbindung gebracht wurde. Richter Gentile sagt, er habe die Spuren wie einen Faden verfolgt, der plötzlich gerissen sei: im Januar 1981, als die Ermittlungen schon ein halbes Jahr laufen, lockt ein herrenloser Koffer die Fahnder auf ein neues Gleis: Am 13. Januar 1981 finden Carabinieri und Sprengstoffexperten im D-Zug 504

vom süditalienischen Taranto nach Mailand einen Bombenkoffer. Er enthält »T 4« Sprengstoff, denselben, der beim Anschlag in Bologna verwandt wurde. Doch nicht nur das. Außer italienischen Stadtplänen entdecken die Carabinieri zwei deutsche Zeitungen und Flugtickets, auf deutsche Namen ausgestellt. Zeitgleich warnt der damalige stellvertretende Chef des italienischen Militärgeheimdienstes SISMI, General Musumeci, die Polizeibehörden: SISMI sei bekannt, daß vier Mitglieder der »Wehrsportgruppe Hoffmann« einen Anschlag auf den Mailänder Hauptbahnhof planten. Was liegt da näher, als eine Verbindung der Deutschen zum Bologna-Anschlag anzunehmen.

Zunächst vertrauen die Richter den Hinweisen der Geheimdienstchefs. Das Blutbad, so scheint es, könnte das Werk von ein paar ausgeflippten Jugendlichen aus der Hoffmann-Gruppe gewesen sein, eine Art Mutprobe ohne besonderen Hintergrund. In München, wo sieben Wochen nach dem Bologna-Anschlag die Bombe auf dem Oktoberfest elf Menschen tötete, war es ja schließlich auch nur ein »junger Einzeltäter« (und früheres Mitglied der Hoffmann-Gruppe). So stellt es zumindest der Abschlußbericht des bayerischen Landeskriminalamtes dar, das wichtige Spuren ignoriert hatte. In München wurden eine ganze Reihe von Zeugenaussagen und Indizien nicht berücksichtigt, die darauf hinweisen, daß der 21jährige Bombenleger Gundolf Köhler, der selbst dabei ums Leben kam, Mittäter und Hintermänner hatte. Aus welchem Grund halten die bayerische Polizei und der Generalbundesanwalt dennoch bis heute an der These fest, jener Gundolf Köhler habe mutterseelenallein gehandelt?

Ist es vorstellbar, daß Geheimdienste – ähnlich wie in Bologna – von dem Anschlag in München wußten? In Hoffmanns »Wehrsportgruppe«, aus der Köhler kam, war mehr als ein Geheimdienstmann aktiv: So stand Horst Röhlich, enger Vertrauter von Hoffmann, auf der Gehaltsliste des bayerischen Staatsschutzes. Das geht aus Unterlagen des ehemaligen bayerischen Staatsschutzchefs Langemann hervor. Werner Gottwald, alias »Reiser«, war für den Verfassungsschutz dabei, ebenso Ralf Rössner, der schon 1975 zur Hoffmanngruppe stieß. Das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« nennt Udo Albrecht als Agenten des Bundesnachrichtendienstes, der in der »Wehrsportgruppe« aktiv war. Und der aus der Gruppe abtrünnige Odfried Hepp erklärte im April 1983 dem französischen Abwehrdienst DST, nach seiner Kenntnis habe der Bundesnachrichtendienst die Hoffmann-Gruppe für geheimdienstliche und politische Ziele »regelrecht benutzt«. Nur ein Zufall, daß die Bombe von München- so wie die von Bologna – kurz vor der Bundestagswahl explodierte? Auch nur ein Zufall, daß etwa Strauß die Täter erst unter »linken Terroristen« orten mochte – bis sich herausstellte, daß der dabei ums Leben gekommene Bombenleger unzweifelhaft aus der rechten Szene kam?

Zurück zum Anschlag von Bologna: Hier war es die Hartnäckigkeit der Richter, die eine Verstrickung der Geheimdienste in den Anschlag ans Licht brachten. Die italienischen Geheimdienstchefs Musumeci und Belmonte stolperten über jene falschen Spuren wie den Bombenkoffer, der nach Westdeutschland weisen sollte. Sie selbst, so stellte sich heraus, hatten den Koffer deponieren lassen, Journalisten und Richter zusätzlich mit falschen Nachrichten und Dokumenten gefüttert. Dabei half ihnen der CIA-Agent Francesco Pazienza, der zunächst in den USA untergetaucht war. Erst nach langen und zähen Verhandlungen lieferten die Amerikaner Pazienza aus.

Als der Prozeß wegen des Blutbads im März '87 nach vielen Verzögerungen endlich anrollt, fehlen nur noch zwei der ganz wichtigen Hintermänner: Licio Gelli, der Chef der Industriellenloge »Propaganda 2« – und Stefano delle Chiaie. Von Gelli weiß man bis heute nicht, wo er sich versteckt hält. Und die Suche nach delle Chiaie sorgt für Überraschungen: An einem der ersten Verhandlungstage tritt der heutige Leiter des militärischen Geheimdienstes, SISMI, auf, General Martini. Der Vorsitzende Richter fragt, ob ihm und seinem Dienst bekannt sei, wo delle Chiaie sich aufhalte. Die Antwort Martinis ist: Ja – bei SISMI wüßte man, wo er sei. Nur könne man es nicht mitteilen. Der Richter fragt »Warum?« Martinis Antwort: »Delle Chiaie steht unter dem Schutz eines befreundeten Dienstes«. Frage: »Welcher Dienst ist das?« Antwort: »Der amerikanische CIA«.

Zehn Tage später wird delle Chiaie dennoch in Venezuela festgenommen und mit einem Sonderflugzeug nach Italien ausgeliefert. Es heißt, er sei über seine Geldgier gestolpert und habe allzu offen große Drogengeschäfte in Südamerika betrieben.

Der Prozeß um das Blutbad von Bologna wird wieder einmal unterbrochen, um die Vernehmung des Hauptangeklagten delle Chiaie vorzubereiten. Er selbst möchte als Kronzeuge straffrei ausgehen und verhandelt darüber mit den Justizbehörden.

Die Tageszeitung »L'Unita« veranlaßte dieser fromme Wunsch des hochkarätigen Berufsterroristen bei seiner Ankunft in Italien zu einem eigenen: »Bitte, nicht schon wieder einen Selbstmord!« hieß die Schlagzeile, denn auch über die »Lebensmüdigkeit« Inhaftierter, die zu viel wissen, wundert sich niemand mehr.

Obwohl nun wirklich Täter und Hintermänner auf der Anklagebank sitzen: aus ihrer Sicht bleibt der Anschlag von Bologna ein gelungener. Das Ziel, die politischen Machtverhältnisse in Italien zu stabilisieren, haben sie erreicht. Und nicht nur dort. Es lohnt sich, noch einmal die Zeitungen aus den ersten Augusttagen von 1980 aufzuschlagen. Neben der »Bild«-Schlagzeile zum Bologna-Blutbad steht: »Nahm Präsident Carter 50 000 von Ghaddafi?«. Das war damals Thema Nummer zwei, auch in »Time«, im »Figaro«, und – natürlich – im »Spiegel«. Es ging darum, daß Jimmy Carters »alkoholsüchtiger«

Bruder Billy »freundschaftliche« Kontakte zu Libyens gehabt haben soll. Billy Carter habe Ghaddafi Waffen verschafft, Ghaddafi habe sich mit Barem bedankt. US-Amerikanische Meinungsforschungsinstitute ermittelten prompt für die anstehende Präsidentschaftswahl ein Sympathieminus von vier bis fünf Prozent bei Carter, und ein Plus für Reagan. Monate später stellte eine US-Senatskommission fest: Die »Nachrichten« über Billys Ghaddafi-Connections waren Geheimdienstfälschungen. Und wer hatte dies »Billy-Gate« hauptverantwortlich ausgeheckt? Francesco Pazienza, CIA-Mann, zur Zeit in italienischer Haft unter dem Verdacht, am Bombenanschlag auf den Bahnhof von Bologna beteiligt gewesen zu sein.

So klein ist, manchmal, die Welt der falschen und unterlassenen Nachrichten. Die Schlagzeile: »Westgeheimdienste planten das Blutbad« steht bei uns nun nirgends. Dafür stimmt sie.

Konkret 06/87, S. 18

Ursula Kreft; Hans Uske

Ers bange machen und dann verkohlen

Da ist sie wieder die Krise im Ruhrgebiet. Erst spielte Bangemann den Buhmann, und dann trat Kohl als Retter auf. Dieses Spektakel klappte wie geschmiert. Der Kanzler bewältigte, die Krise blieb und die Gewerkschaften klatschten dazu

Während Martin Bangemann Ende März im fernen Australien weilte, veröffentlichte die »Welt« ein Interview mit dem Bundeswirtschaftsminister. Die Subventionierung von Kohle und Stahl, sagte Bangemann, sei eine Gefahr »für die ganze Wirtschaft der Bundesrepublik«. Da ging ein Aufschrei durchs Ruhrgebiet. Kommunalpolitiker, Regionalpresse und Gewerkschaften machten Front gegen Bangemann, diesen Todesboten, diesen Henker des Reviers. Der IG-Bergbau-Funktionär und SPD-Rechtsaußen Horst Niggemeier gab ein Flugblatt heraus. Das berichtete von heller Empörung bei den Bergleuten und hatte den Titel: »Bangemann macht das Maß voll. Frontalangriff gegen Kohle. Jetzt muß der Kanzler handeln.«

Tatsächlich, der Kanzler handelte. Eilig gab er eine »Erklärung des Bundeskanzlers zu Kohle- und Stahlproblemen« heraus, worin er alle aufforderte, »den Menschen in den Kohle- und Stahlrevieren wieder Perspektive und Hoffnung zu geben.« Von Anpassungsprozessen war da die Rede, aber auch von notwendigen Hilfestellungen. Der Kanzler schloß mit dem Versprechen, die Regierung werde »ihrer Verantwortung gegenüber den Menschen der Montanregionen auch in Zukunft nachkommen«. Martin Bangemann aber hatte diese Gemeinheiten gar nicht gesagt, sagte er, er habe der »Welt« überhaupt nichts gesagt, sagte er.

Die Affäre könnte eine Panne gewesen sein – wenn das Drama mit dem Titel »Bewältigung der Stahl- und Bergbaukrise« nicht schon länger auf dem Spielplan stünde. Es handelt sich um eine Spitzen-Inszenierung in mehreren Akten, und der Akt »Bangemanns Bosheit« gehört zu den besten.

Vorhang auf, Bühne frei für den Minister: Der Minister geht ran und äußert unpopuläre »Wahrheiten« im Sinne der Regierung. Die Menge rast, aller Zorn zielt auf Bangemanns Haupt. Der Minister kann sich das erlauben. Seine FDP hat bei den Stahl- und Bergarbeitern nichts zu verlieren – aber bei seiner Klientel kann er sich als konsequenter Marktwirtschaftler hervortun. Die heftige Reaktion ist einkalkuliert und wird nun als helle Empörung nach Bonn getragen.

Dann, Vorhang auf, erscheint der Kanzler: Er schlichtet und spricht ein Machtwort, holt alle Beteiligten an einen Tisch. Nun kann verhandelt werden: die unpopulären Maßnahmen erscheinen als Kompromiß. Haben nicht »alle Beteiligten« Opfer bringen müssen? Bangemann muß weiter Subventionen zahlen, und die Bergarbeiter müssen auf ein paar Zechen verzichten. Dem Kanzler sei Dank, die goldene Mitte ist gefunden, und der Widerstand bei den Kumpels hält sich in Grenzen.

Wie dieser sogenannte Kompromiß aussehen wird, steht allerdings schon fest. Neun Ruhrgebietszechen sollen in nächster Zeit dichtgemacht werden. 20.000 Bergarbeiter werden dadurch ihre Arbeitsplätze verlieren. Im Stahlbereich sind 30.000 Arbeitsplätze in Gefahr. Ganze Stahlstandorte wie Hattingen und Oberhausen will der Thyssen-Konzern schließen. Nach Schätzungen von Wirtschaftsinstituten sieht die Zukunft noch dramatischer aus. Das von Kurt Biedenkopf geleitete »Institut für Wirtschaft und Gesellschaft« sprach jüngst von 100.000 Arbeitsplätzen, die allein im Ruhrbergbau in der nächsten Zeit entfallen werden.

Stärker als andere Regionen lebt das Ruhrgebiet von der Industrie. In diesem Bereich arbeiten hier immer noch mehr als die Hälfte aller Arbeitnehmer. 45 Prozent dieser Arbeitsplätze entfallen auf die beiden Krisenbranchen Kohle und Stahl. Daß es im Ruhrgebiet zu dieser Monostruktur gekommen ist, liegt unter anderem an den Stahl- und Bergbaukonzernen selbst. Jahrzehntelang haben sie darüber gewacht, daß sich zwischen Fördertürmen und Hochöfen keine anderen Industrien ansiedeln konnten. In den Zeiten der Vollbeschäftigung wollten die Konzerne eine Konkurrenz um die damals so begehrten Arbeitskräfte unterbinden. Es gibt im Ruhrgebiet riesige ehemalige Industrieflächen, die die Konzerne lieber brachliegen lassen, als sie den Kommunen für Neuansiedlung anderer Industrien zur Verfügung zu stellen. Das Opel-Werk auf einem ehemaligen Bergbaugelände ist eine Ausnahme, die die Stadt Bochum in den 60er Jahren nur mit List und Tücke erreichen konnte.

Mit ca. 16 Prozent hat das Ruhrgebiet jetzt schon eine überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit. Die Quote wäre noch höher, hätten nicht in den letzten 15 Jahren knapp eine Million Menschen das Ruhrgebiet verlassen. Das stellt die Gemeindefinanzierung vor schwierige Aufgaben. Durch die Abwanderung haben die Gemeinden immer höhere Steuerausfälle, und durch den Anstieg gerade der Dauerarbeitslosigkeit werden die Ausgaben für die Sozialhilfe immer höher. Zwar hilft die Landesregierung mit Zuschüssen, aber sie werden unter ähnlichen Bedingungen vergeben, wie sie der Internationale Währungsfond den Ländern der Dritten Welt stellt: Geld gibts nur, wenn eisern gespart wird. Die Folge ist, daß die Ruhrgebietsstädte streichen, wo sie nur können. Schwimmbäder, Büchereien, Schulen werden geschlossen, das kulturelle und soziale Leben wird immer stärker eingeschränkt.

Während die Stahl- und Bergbaukonzerne zu neuen Taten schreiten, wird bundesweit das Ende des »Aufschwungs« eingeläutet. Die Schamfrist nach der Bundestagswahl dauerte nur ein paar Tage. Die Wirtschaftsinstitute haben niedrigeres Wachstum verkündet – und die dazugehörenden harten Zeiten.

Das kann für die Regierung durchaus unliebsame politische Folgen haben. Der Kanzler muß umschalten. Optimismus, Mut und Zuversicht sind zwar immer noch gefragt, aber zu gegebenem Anlaß schlüpft Kohl schon in eine neue Rolle. Nicht dem Aufschwungkanzler, sondern dem Krisenmanager gehört die Zukunft. Schon bei der Probe seiner neuen Rolle hat er Erfolg: Die IG Bergbau und Energie wettert gegen Bangemann und setzt ihre Hoffnung auf Kohl. Der hat hier allerdings auch leichtes Spiel. Die IG Bergbau ist schwarz, die Gesinnung mancher ihrer Funktionäre verdunkelt jedes Flöz, und Ruhe ist immer noch die erste Bergmannspflicht.

Ob Kohls Konzept erfolgreich sein wird, ist trotzdem noch nicht entschieden. Schon jetzt gibt es im Ruhrgebiet fast jede Woche Aktionen und Demonstrationen. Im März demonstrierten 60.000 Menschen in Hattingen und Oberhausen gegen die Vernichtung der beiden Stahlstandorte durch den Thyssen-Konzern. Im April waren in Duisburg-Rheinhausen über 10.000 Leute auf den Beinen, um gegen den Personalabbau auf der Krupp-Hütte zu protestieren. Selbst in der IG Bergbau (IGBE) tut sich Ungewohntes: Widerstand wird sichtbar, wenn auch vorerst sehr verhalten. Sie könne »die Wut der Bergleute nicht mehr lange unter Kontrolle halten«, erklärte die IGBE der Öffentlichkeit. Das ist zwar ein für Gewerkschaften seltsames Argument, zeigt aber, daß die Leute in den Schachtanlagen nicht mehr ganz so ruhig sind.

Ein Zentrum des Widerstands im Revier ist der Stahlstandort Hattingen. Otto König, Ortsbevollmächtigter der IG Metall, prägte dort die Parole vom »Aufruhr an der Ruhr«. In Hattingen hat es die IG Metall geschafft, daß das früher als Lippenbekenntnis vorgetragene Motto »Eine Stadt kämpft ums Überleben«, erstmals auch praktisch in die Tat umgesetzt worden ist. Otto König formuliert die Perspektiven dieser Bewegung so: »Mit ‘Aufruhr am Rhein’ meine ich, daß im Moment die Chance besteht, eine Bürgerbewegung und nicht nur eine Stahlarbeiterbewegung auf die Beine zu stellen.«

Das ist der entscheidende Punkt. Eine solche Widerstandsperspektive hat gerade im Ruhrgebiet viele Hindernisse zu überwinden. Auch die letzte Welle von Arbeitsplatzabbau im Revier, Anfang der 80er Jahre, war begleitet von Massendemonstrationen und kämpferischen Worten. »Stahlwerk jetzt!« hieß es in Dortmund, »Rettet die Arbeitsplätze bei Thyssen Schalker Verein« in Gelsenkirchen. Trotzdem haben die Stahlkonzerne ihre Pläne durchziehen können.

Die Krisenmanager in Regierung und Konzernen haben nämlich drei Verbündete: den Heiligen Sankt Florian, die Ideologie von den Restarbeitsplätzen und die IG Bergbau. Es gibt zwar das Kohlenpottgefühl, eine rudimentäre Form des Klassenbewußtseins an der ehemals roten Ruhr und es gibt die Ahnung, daß die Bonner Regierung das Ruhrgebiet kaputtgehen lassen will, aber das erzielt keine politische Einheit. Nicht nur, weil das Ruhrgebiet in mehrere Städte zerfällt und von drei außerhalb des Reviers angesiedelten Regierungspräsidenten verwaltet wird. Das Haupthindernis beim gemeinsamen Widerstand ist vor allem der Schutzheilige der Revierkommunen, der Heilige Sankt Florian, dessen Prinzip sich fest in den Köpfen vieler Einwohner und besonders bei Kommunalpolitikern eingenistet hat.

Anfang der 80er Jahre, als bei Hoesch in Dortmund ca. 10.000 ihre Arbeitsplätze verloren und im Osten des Ruhrgebiets Zehntausende auf die Straße gingen, priesen Duisburger Kommunalpolitiker lautstark die Vorteile des Stahlstandorts Duisburg mit seiner Nähe zum Rhein. Der damalige Duisburger Oberstadtdirektor Krämer, heute Vorstandsmitglied der RWE, nannte das Dortmunder Stahlwerk einen »volkswirtschaftichen Unsinn«. Er wurde daraufhin von Dortmunder Kommunalpolitikern öffentlich »Aasgeier« genannt. Der Duisburger SPD-Bundestagsabgeordnete Wieczorek bemühte gar den Geist der freien Marktwirtschaft, um für seine Stadt das Optimale rauszuholen: »Das Stahlwerk in Dortmund soll ohne Unternehmerrisiko gebaut werden. Das ist systemfremd!« Noch härter ging der Duisburger SPD-Politiker Anton Riederer mit seinen Dortmunder SPD-Genossen um. »Die andere Seite putscht ganze Bevölkerungsteile hoch und wir sterben hier bald in Schönheit und Solidarität. Wenn es zum Streit kommen sollte, muß der eben ausgetragen werden.« Mit dem »Hochputschen« meinte er die Dortmunder Demonstration, bei der 70.000 Betroffene auf die Straße gingen.

Zweites Hindernis für eine Widerstandsperspektive ist die immer noch verbreitete Restarbeitsplatz-Ideologie, die besagt, daß der Abbau von Beschäftigten die restlichen Arbeitsplätze immer sicherer mache. Wie fatal eine solche Ideologie wirkt, zeigt das Beispiel Oberhausen. 1968 übernahm Thyssen dort die Hüttenwerke Oberhausen AG (HOAG) mit 16.000 Beschäftigten. Schritt-für-Schritt schrumpfte die Hütte, wurden die Restarbeitsplätze angeblich immer sicherer. Heute arbeiten dort 4.000, 1988 werden es bestenfalls 1.000 sein.

Ein dritter Unsicherheitsfaktor ist die IG Bergbau. Erst ein Zusammengehen von Stahlarbeitern und Bergleuten gäbe einer Widerstandsbewegung die nötige Durchschlagskraft. Die Reaktion auf das Bangemann-Interview zeigt das Gegenteil. Auf die IGBE-Führung kann sich der Kanzler beim Krisenmanagement immer noch verlassen. In seiner »Kohleerklärung« zeigte Kohl dann auch Dankbarkeit: »Dabei möchte ich ausdrücklich anerkennen, was durch das vorbildliche Zusammenwirken der Sozialpartner und des Staates vom Bergbau und den dort Beschäftigten an Rationalisierung und Kostensenkung bereits erreicht worden ist.«

Hinzu kommt: Die riesigen Überkapazitäten in der Stahlindustrie sind keine böswillige Erfindung der Stahlunternehmer. Es gibt tatsächlich Berge von Stahl in der EG, riesige Produktionsanlagen und einen zusammengebrochenen Markt. Die enorme Fixkostenbelastung im Stahlbereich macht es rentabel, trotz des schrumpfenden Markts weiter zu produzieren. Außerdem subventionieren Regierungen eine nationale Stahlbasis, unabhängig von der Marktlage, um im Krisen- und Kriegsfall autonom handeln zu können. Auch Krisenlösungskonzepte, wie die von der IG Metall geforderte Vergesellschaftung der Stahlindustrie könnten sich nicht an diesem bitteren Ende der kapitalistischen Akkumulation vorbeimogeln. Sollte allerdings alles so weiterlaufen wie bisher, die Unternehmerprogramme für Kohle und Stahl durchgesetzt werden, dann würde aus dem Ruhrgebiet ein Armenhaus der Republik und auch der Besuch des Papstes im Ruhrgebiet hätte einen Sinn gefunden: Letzte Ölung fürs Revier.

Konkret 06/87, S. 20

Karlheinz Grieger

Schnelles Hören, kurzes Sprechen

Einsteiger sind wieder in. Der DGB denkt noch über Beteiligungen nach, die SPD hat schon aufgehört nachzudenken und macht schon mit, in Westberlin schließlich sendet seit dem 1. März die erste kommerzielle alternative Welle, »Radio 100«. Eine kritische Mediendiskussion ist damit wieder out, noch ehe sie überhaupt elementare Fragen der Rundfunkkultur gestreift hatte

Worum ging es denn im jahrelangen Streit um Landesmediengesetze, den Rundfunkstaatsvertrag, um öffentlich-rechtlichen und/oder Privatfunk? Sind die unversöhnlichen Fronten jetzt überwunden, haben sich Gegensätze aufgehoben, weil plötzlich Freund und Feind kräftig beim kommerziellen Privatrundfunk mitmischen?

Die realen Interessen sind leicht zu sortieren – was die Vergangenheit betrifft. Gewerkschaften und SPD und einige andere verteidigten, bar jeder Alternative, den Status Quo des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems aus gutem Grund: schließlich hatten sie sich im Laufe der Jahre mittels des Proporzsystems in den Rundfunkräten einen Machtanteil` über den Rundfunk gesichert. Der Regierungsblock wiederum wollte die Einflußsphären der Opposition mindestens etwas zurückdrängen, indem er das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem attackierte und zugleich für einen privaten Rundfunk eintrat, der mit Starthilfen in Form von Werbevorteilen als Konkurrenz zum alten Rundfunksystem antreten sollte.

Diese Auseinandersetzungen um eine neue Rundfunkordnung wurden dann von den Kontrahenten jeweils mit den passenden Etiketten wie »Kampf um Meinungsfreiheit«, »Mehr Pluralismus«, »Bürgernaher Journalismus«, »Mehr Hörerbeteiligung« versehen.

Der Intendant des Süddeutschen Rundfunks, Dr. Hans Bausch, brachte diese Scheindiskussion 1985 auf einen kurzen, richtigen Nenner: »Doch nun ist der Kampf voll entfacht um geschäftliche Konkurrenz, und ich nenne jeden einen Heuchler, der mir erzählen will, daß es bei der Neugestaltung der sogenannten Medienlandschaft um etwas anderes geht als um Geschäft und Marktanteile und Verteilungskämpfe, um die nationalen Werbeaufwendungen in Höhe von rund 15 Milliarden DM jährlich. Der Streit wird mit ähnlichen Waffen geführt wie der Verteilungskampf um Marktanteile auf dem Feld von Alkohol und Tabak...«

Doch es ging nicht nur um Marktanteile. Der medienpolitische Sprecher der CDU-Fraktion im Stuttgarter Landtag, von Trotha, betonte in einem Gespräch mit der »Badischen Zeitung«, daß es bei der Zulassung privater elektronischer Medien um eine »machtpolitische Frage ersten Ranges« gehe. »Für viele Menschen gilt nicht das, was ist, sondern ihre Meinung über das, was ist – und wer die prägt, hat Macht.« Die Kommunikation sei der »Kitt der Gesellschaft«.

Diese Aussagen erinnern nicht nur vage an die gar nicht so alte Rundfunkgeschichte, als das Radio Instrument zur Gleichschaltung der gesamten öffentlichen Meinung war.

Macht und wirtschaftspolitische Fragen standen im Mittelpunkt des angeblichen medienpolitischen Streits. Es wurde um Kanäle und Sendezeiten bei Satelliten gefeilscht, es ging um Werbezeiten, Marktanteile und Werbekontingente entweder für öffentlich-rechtliche oder private Werbung im Rundfunk. Und auf dieser Ebene hat das konservativ-liberale Lager die ersten Runden dieses Streites eindeutig gewonnen. Der private Kommerzfunk eilt mit riesen Schritten auf allen Ebenen voran und das 4. Rundfunkurteil des Bundesverfassungsgerichts flankiert juristisch diese Kommerzialisierung zusätzlich. Und das angebliche Bollwerk für Meinungsfreiheit und Vielfalt – von SPD und Gewerkschaften immer wieder lauthals beschworen – stellt sich als substanzloses potemkinsches Dorf heraus. Was eben noch verteufelt wurde, wird jetzt selbst erstrebt.

So deuten sich in den meisten Bundesländern ähnliche Entwicklungen an wie in Rheinland-Pfalz. Dort muß die SPD-nahe GmbH u. Co KG »Linksrheinischer Rundfunk« froh sein, von einer landesweiten neuen Rundfunk-Frequenz gerade noch eine Stunde und 36 Minuten täglich für ein werbefinanziertes Rundfunkprogramm ergattert zu haben. Ein Teil dieser Sparsendezeit liegt zwischen 0.53 bis 1.13 Uhr. Zwanzig Minuten der Gesamtsendezeit müssen Werbeprogramm sein. Klar, daß die restlichen 22 1/2 Stunden Rundfunkprogramm dieser Landeswelle beim Klientel der CDU aus den Verlagen und der Industrie liegen. Ein weiteres Beispiel für das »Mitgestalten« beim Privatfunk der Sozialdemokraten lieferten diese in Hamburg. Dort wurde die erste Hörfunklizenz unter 44 Bewerbern ausgerechnet an »Radio Hamburg« vergeben, das ein Konsortium großer Presseverlage ist und in dem der Springerverlag alleine 3 5 Prozent der Anteile hält.

Bertolt Brecht hatte schon in den zwanziger Jahren bei der Einführung des Radios zu bedenken gegeben, daß in der bürgerlichen Ideologie fortwährend die großen Möglichkeiten einer Sache beschworen werden, während die Realität ein ganz anderes Aussehen annimmt. Aber nicht nur die Realitäten des neuen kommerziellen Privatfunks nehmen ein anderes Aussehen an, auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk paßt sich zunehmend der privatkommerziellen Konkurrenz an.

Kommerz auf Megahertz stand im Streit um eine neue Rundfunkordnung nie grundsätzlich zur Disposition. Es ging der CDU wie SPD immer nur darum, welches Klientel Werbung machen darf und wenn ja, mit welchen Mitteln und wieviel.

Denn vor dem privaten Kommerzfunk gab es einen sich immer mehr ausweitenden öffentlich-rechtlichen Kommerzfunk! Immerhin eine Milliarde Werbeeinnahmen verbuchten die öffentlich-rechtlichen Anstalten – gegenüber vier Milliarden Gebühreneinnahmen – , bevor der Startschuß zum privaten Kommerz-Radio fiel.

Thomas Rothschild hat 1985 am Beispiel des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart untersucht, inwieweit der öffentlich-rechtliche SDR durch seine werbeorientierten Programme, d.h. auf höchste Einschaltquote ausgerichteten Sendungen, ohne Not vormacht, was von den privaten kommerziellen Radiostationen nicht schlimmer zu erwarten wäre: »Orwell hat sich geirrt, als er meinte, der Rundfunk von 1984 würde in erster Linie der Propaganda dienen. Die Zwei-Minuten-Haßsendung ist überflüssig, wo der Dreieinhalb-Minuten-Takt längst das Bewußtsein verhackstückt hat«.

Rothschild belegte am Radioprogramm des SDR, wie keine noch so hirnrissige Methode ausgelassen wird, um den Hörer ans Rundfunkprogramm zu fesseln. Schnelles Hören und kurzes Sprechen sei die Devise. Pflegeleicht und von allen störenden Unebenheiten in der Sprache und von Informationen bereinigt, komme die möglichst heile Welt ins Ohr gehuscht und verlasse es möglichst spurenlos genauso schnell. Nachdenklichkeit kann und soll nicht entstehen. Die Hörer werden eher infantilisiert. Ihnen werde die ständige Befriedigung durch den Dauerlutscher Musik und durch die Glücksverheißungen des Konsums suggeriert. Das Rundfunkprogramm werde zum Umfeld für die Werbung umfunktioniert. Übrig bleibe ein Programm, das alles nur anreiße, zur Oberflächlichkeit erziehe, Ablenkung und Zerstreuung zurücklasse. Ein solcher Rundfunk erzeuge Bewußtseinsbetäubung, der Mensch verliere immer mehr die Fähigkeit komplizierte Zusammenhänge zu erkennen und sich selbstbewußt entscheiden zu können:

»Der saure Regen hat uns erkennen lassen«, schrieb Rothschild, »daß es in der Natur Prozesse der Zerstörung gibt, die irreversibel sind. Solche Prozesse gibt es auch in den Köpfen der Menschen. Sie sind weniger sichtbar als die sterbenden Wälder. Weniger gefährlich sind sie nicht.«

Es sei an Huxleys sanfter Unterdrückungs-Vision in der »Schönen Neuen Welt« erinnert, in der er mit der Möglichkeit rechnet, daß die Menschen anfangen, ihre Unterdrückung zu lieben und die Technologien anzubeten, die ihre Denkfähigkeit zunichte machen, daß es eines Tages keinen Grund mehr geben könnte, Bücher zu verbieten, weil keiner mehr da ist, der Bücher lesen will, daß die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeit untergehen könnte.

Ein Rundfunk, der sich dem Diktat der Werbung, d.h. der hohen Einschaltquoten, der »Massenattraktivität« um jeden Preis verschreiben muß, produziert nicht nur die Abhängigkeit von Werbung, sondern ist auch ein weiterer Baustein in dem Baukasten der »Neuen Medienwelt« mit den umfassenden Computernetzen am Arbeitsplatz, in der Freizeit und im Staatsbereich.

Einsteiger aus dem frühen Widerstand gegen den Privatfunk, seien sie rot, orange, grün oder anderer Gesinnung, müssen sich kritische Fragen zu ihren kommerzfinanzierten Rundfunkkonzepten und den gesamtgesellschaftlichen Wirkungen gefallen lassen. Welchen Anteil an der Verflachung der Hörfunkkultur sind sie bereit zu tragen, nur um werbefinanzierte Programme in der Konkurrenz überleben zu lassen?

Aber nicht nur die Folgen eines umfassenden Kommerzfunks wurden bislang kaum thematisiert, auch die grundsätzlichste Frage der Rundfunk- und Meinungsfreiheit wurde gar nicht mehr gestellt: Wer verfügt über den Rundfunk? Wie kann er zu einem Kommunikationsapparat werden? Wie kann ein demokratischer Rundfunk, der die Hörer direkt beteiligt und von ihnen wirklich kontrolliert wird, aussehen? Alte Fragen: »Wem gehört die Luft? Die Luft hatte nur einen Gebrauchswert für dich, durch den Rundfunk wird dieselbe zur Ware, wird zum Transportmittel. Wer darf nun den Äther als Transportmittel benutzen? Der Äther ist Allgemeingut aller Menschen, Gemeingut aller Staaten. Es ist an der Zeit, daß die Arbeiter aller Länder sich um die Luft zum Senden kümmern, sonst wird jedem Arbeitersender die Luft abgeschnitten!« (Mitteilung des Arbeiter-Radios-Clubs, Juni 1925.)

Und doch gibt es sie, die Freien Radios, die sich diesen grundsätzlichen Fragen der Meinungsfreiheit verpflichtet fühlen und sich um eine entsprechende Rundfunkpraxis bemühen. Auch in dieser Republik. Brechts Hoffnungen, den Rundfunk von einem Distributionsapparat zu einem Kommunikationsapparat des öffentlichen Lebens umzufunktionieren, die Einwegkommunikation Sender – Empfänger aufzubrechen und ein Stück weit den Hörer auch als Lieferanten im Radio zu organisieren, ist zumindest in sehr beachtenswerten Ansätzen eingelöst worden. Beispielsweise von Radio Dreyeckland in Freiburg. Hörer und Hörerinnen betreiben diesen Rundfunksender. Aus politischem und kulturellem Engagement heraus, aber auch aus Spaß, Lust an Kreativität, Phantasie und Experiment, aus Kompetenz, aus Leidensdruck und Unterdrückung, aber auch aus Freude entsteht ein vielfältiges Rundfunkprogramm. Offen für alle und trotzdem nicht beliebig. Der Sender ist Sprachrohr und Kritiker sozialer Bewegungen zugleich. Er steht zur Verfügung für Diskussionen und scharfe Kontroversen und interveniert selbst parteilich in die gesellschaftlichen Verhältnisse. Er stellt den »Mächtigen der Ausschaltung eine Organisation der Ausgeschalteten« (Brecht) entgegen. Dieser Sender lebt von der offenen Zugänglichkeit und dem ehrenamtlichen Engagement.

Radio Dreyeckland feiert am 6. Juni 1987 sein zehnjähriges Bestehen. Hunderte sind seither RundfunkmacherInnen geworden. Viele wurden »sprechend gemacht« und lernten »Zuhören«. Durch den offenen und kontinuierlichen Umgang

mit dem Medium Radio entwickelte sich langsam ein »anderes Radio«, fand tatsächlich eine Wiederaneignung des Rundfunks durch viele statt und wurde das Radio unter dieser Verfügungsgewalt verändert und in seinem Gebrauchswert erweitert. Dieser Rundfunk ist unabhängig von Werbung, er wird durch seine Mitglieder, durch Spenden und Beiträge finanziert. Er ist unabhängig von Intendantenhoheit und Befehlshierarchien, alle Assoziierte bestimmen Programm und Strukturen durch Auseinandersetzungen selbst.

Im Gegensatz zur Verflachung der Hörfunkkultur im etablierten Rundfunk entwickelten sich aus dem sinnlich erfahrbaren Freien Sender heraus sehr differenzierte Diskussionen zum Umgang mit dem Medium. Wie kann man der Musik, dem Umgang mit ihr im Sender gerecht werden? Wie ist bewußtes Zuhören vermittelbar? Was bedeutet es einen Interviewpartner ausreden zu lassen? Wie können immer wieder experimentelle Elemente ins Programm kommen? Wie können hintergründige Nachrichtensendungen mit einer einfachen Studio- und Aufnahmetechnik, die von jedem zu beherrschen ist, gestaltet werden?

Dieser Rundfunk, gerade ob seiner offenen Strukturen, wird vom Staat durch Justiz und Polizei verfolgt und bekämpft. Trotz Polizeirazzien, vieler Strafverfahren, Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmungen sendete RDL unter diesen Bedingungen während der letzten zwei Jahre über 1300 Stunden Live-Rundfunkprogramm aus Freiburg, zeitweise bis zu sechs Stunden täglich, obwohl RDL nicht von dem Image eines smarten Piratensenders getragen wird, sondern von der tausendfachen öffentlichen Beteiligung einzelner und kultureller/politischer Gruppen am Sendebetrieb und ihrer sinnlichen Erfahrungen mit diesem Medium.

Stellt sich die Frage, warum dieses Modell eines vergesellschafteten Rundfunks »von unten«, das durchaus eine ergänzende Alternative im lokalen und regionalen Raum zum landesweit organisierten öffentlich-rechtlichen Rundfunk sein könnte, – ohne daß es einer kommerziellen Privatfunk-Ergänzung bedürfte – , nicht offensiv als Modell in die Debatte eingeführt wurde? Die einfachste Antwort: Bei den etablierten Parteien und Verbänden besteht kein Interesse, ein Stück Verfügungsgewalt über die Medien »nach unten« aus den Händen zu geben. Denn freier Rundfunk läßt sich nicht sozialdemokratisch oder gewerkschaftlich instrumentalisieren. Im Freien Radio bilden sich die Kräfte, die ihn benützen, immer wieder neu und organisieren sich in offener Auseinandersetzung.

Dabei, so zeigt das Experiment Dreyeckland, könnten SPD und Gewerkschaften, wenn sie den Mut gehabt hätten, sich auf offene, demokratische Strukturen einzulassen, eigentlich nur dazulernen und dazugewinnen in den Auseinandersetzungen, aus denen völlig neue politische Perspektiven erwachsen können. Doch Brechts Kommunikationsapparat taugt weder zur Propaganda noch als Instrument der Machtsicherung. Also lassen sie es.

Es ist böse Ironie, daß gerade jene Kräfte, die die Möglichkeiten des Freien Rundfunks im Umbruch der Medienlandschaft bewußt ignorierten, nun dabei sind. ihren Medieneinfluß erst recht zu verspielen. Mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk gelangen SPD und Gewerkschaften mehr und mehr in Anpassungsdruck und beim kommerziellen Privatfunk gibt natürlich die CDU mit ihrem Klientel den Takt an.

Aber wieso liebäugeln auch linke Journalisten, Gruppen aus dem alternativen oder unabhängigen linken Umfeld, Künstler, Grüne, Unabhängige zunehmend mit dem Kommerzfunk? Warum hat ihnen das Modell des Radios »von unten« nicht auch Mut gemacht, ihre Initiative und Kraft in den Aufbau nichtkommerzieller Rundfunkprojekte überall in der BRD zu stecken? Unumstritten ist: Freies Radio entsteht nicht aus journalistischen oder medientheoretischen Ambitionen. Es entsteht aus politischer und kultureller Arbeit, ist selbst politische Initiativarbeit. Erst daraus können dann auch journalistische Tätigkeiten und auch Ambitionen erwachsen. Und es kommt noch eine Barriere hinzu: Durch die schlechten Berufsaussichten für Akademiker im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich entsteht ein ganzes Heer politisch und kulturell engagierter Menschen in der BRD, die mit journalistischer Arbeit ihr Brot verdienen wollen und müssen. Viele sehen persönliche Perspektiven und Arbeitsmöglichkeiten in den kommerziellen Privatradios. Und selbst Sender wie das Radio 100 in Westberlin, deren GmbH vom Linksrheinischen Rundfunk, zwei ehemaligen westberliner Kabelsendern und einem gemeinnützigen Verein, dem u.a. die taz, der Argument-Verlag und die Mediencooperative Berlin angehören, getragen wird, formulieren den Anspruch, Radioutopien und linke Inhalte auf der Kommerzwelle zu transportieren. So wird zur Zeit viel kritisches Potential, das unter anderen Bedingungen vielleicht politische Initiativarbeit für einen Sender »von unten« leisten könnte, vom Goldgräber- und Gründerbereich des Kommerzfunkes mit den unterschiedlichsten Vorzeichen abgezogen.

Es ist klar, daß eine kommerzfinanzierte Kapitalrundfunkgesellschaft mit entsprechender professioneller Redaktionsstruktur und Verwaltung andere Rundfunk-Ergebnisse liefern muß, als es der auf basisdemokratischen und ehrenamtlichen Elementen beruhende Rundfunkbetrieb eines Freien Senders tun wird. So bleibt beim alternativen kommerziellen Rundfunk – soweit dieser überhaupt der kapitalstarken Konkurrenz aus Industrie und Großverlagen auf die Dauer Paroli zu bieten vermag – allein die Absicht übrig, kritische Inhalte zu vermitteln, die allerdings mittels konventioneller Rundfunkstrukturen vermittelt werden müssen, deren emanzipatorisches Potential gegen Null geht und deren machtpolitische Funktionstüchtigkeit schon längst bewiesen ist. Der alternative kommerzielle Rundfunk wird sich entscheiden müssen, und er wird gemessen werden müssen an den vorhandenen Ergebnissen einer emanzipatorischen

Arbeit mit dem Rundfunk. Einfach gesagt und zugleich prognostiziert: Die Zahl der Polizeieinsätze gegen einen Sender steht, das lehrt die Erfahrung, eher umgekehrt proportional zum Anzeigenumsatz. Aber was dann?

Konkret 06/87, S. 26

Georg Fülberth

Die allseitig reduzierten Persönlichkeiten

Sie heißen Hauss-, Mölle-, Walle- oder Bangemann und sehen alle wie Flachmann aus. Die Zeit des Großen Arschlochs in der bundesdeutschen Politik scheint vorbei. Jetzt gibt es nur noch kleine, wohlduftende, desodorierte Öffnungen.

»Die '68er' in SPD und CDU kennen sich seit nunmehr bald zwanzig Jahren. Sie sind in der Auseinandersetzung miteinander geschult und sich immer ähnlicher geworden. Warnfried Dettling, Schönbohms Vorgänger bis zu Kohls Wahlsieg, und der ehemalige Jusovorsitzende Karsten Voigt machen ihre unterschiedliche Parteizugehörigkeit weder durch outfit noch durch Haartracht erkenntlich: beide bevorzugen hellgrauen Flanell, tragen graumelierten Schopf und modische Brille.«
(Peter J. Grafe, Schwarze Visionen. Die Modernisierung der CDU. Reinbek 1986, S. 15 f.)

Mit Schadenfreude las ich vor längerer Zeit in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland« Artikel und Leserbriefe über Rita Süßmuth. Hier wurden die Qualen eines mir fremden Milieus hörbar. Wenn der Eheherr am späten Nachmittag nach Hause kam, umfing ihn plötzlich nicht mehr die Wärme der Familie, sondern die Gattin, welche ihm Kinder geboren und auf Erwerbstätigkeit verzichtet hatte, zitierte zornig die Meinung der Ministerin, daß Berufsarbeit durchaus zur voll entfalteten Weiblichkeit gehöre. Nach tagelangen Debatten einigte sich das Paar auf eine Leserzuschrift .

Wulf Schönbohm, 1967/68 RCDS-Bundesvorsitzender, Leiter der Planungsabteilung der Christlich-Demokratischen Union, hat 1985 in seiner Dissertation »Die CDU wird moderne Volkspartei« die schnelle Entwicklung dieser Organisation seit 1973 beschrieben. Vorher: großes Übergewicht der Katholiken, Männer, Selbständigen. Dann: Steigerung des Anteils von Protestanten, Frauen, Arbeitern, gleichzeitig aber Einflußminderung der Sozialausschüsse und der Bauern. Traditionelle Milieus der Partei trocknen aus. So ist die permanente Krise des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen zu erklären. Zugleich versucht sich die Union auch konzeptionell neue Felder zu öffnen, etwa entlang der Parole: die Bauern sterben aus, aber Frauen wird es immer geben – also vorwärts mit den »Leitsätzen für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau«, Essener Parteitag 1985.

Die SPD wird von strukturellen Veränderungen gepiesackt. Kanaler beider Volksparteien sehen sich von Leuten unterwandert, denen sie allenfalls bei den Grünen ein Heimatrecht zubilligen. Sie sagen, diese seien nur Akademiker und Dienstleister – als hielten sie selbst täglich den Hammer in der Hand.

Das Phänomen verlockt eben zu falschen Deutungen, etwa so: Die Entstehung der »Nivellierten Mittelstandsgesellschaft« oder – ganz neu – der klassenlosen »Risikogesellschaft« vereinheitliche auch das Erscheinungsbild der politischen Repräsentation. Dichter kommt man wohl an die Wirklichkeit heran, wenn man den parlamentarischen Betrieb als einen relativ selbständigen Erwerbszweig interpretiert: Spätestens mit der Durchsetzung der Altersversorgung für die Abgeordneten mag die Angleichung der Reproduktionsgrundlagen auch zur Herausbildung spezifischer, auf diese Quellen weitgehend beschränkter Politiker-Typen geführt haben, die insofern lediglich begrenzt in ihrem Erscheinungsbild voneinander abweichen können. Doch auch das stimmt nur zum Teil: Wer's von Henle bekommt, steht halt doch ganz anders da.

Immerhin hat es die politische Kaste im Verlauf von vierzig Jahren zu einem gemeinsamen Verhaltenskodex gebracht, der drei Paragraphen, jeweils in verschiedenen Dezennien entstanden enthält:

- Erstens – natürlich – : der Antikommunismus, spätestens seit 1947. Er ist eine notwendige, wenngleich keineswegs ausreichende Voraussetzung für den politischen Erfolg und muß hier nicht weiter erörtert werden.
- Zweitens, etwa seit der Mitte der fünfziger Jahre: das Lippenbekenntnis zur Sozialstaatsideologie, die sich am machtvollsten in der Großen Rentenreform von 1957 materialisierte. Wer frontal und ehrlich dagegen angeht, kommt niemals ganz nach oben. Dies ist Biedenkopfs Pech. Der Trick der »Neuen Sozialen Frage«, 1975 von der CDU verkündet, aber besteht gerade darin, den Sozialstaat zugleich verbal zu akzeptieren und faktisch seinen Abbau vorzuschlagen. Das geht.
- Der dritte Paragraph aber ist der jüngste. Er betrifft die Liberalität. Sie gehört seit der Bonner SPD/FDP-Herrschaft zum Repertoire. Erst nach Brandts Spruch, daß er »mehr Demokratie wagen« wolle, konnte eine Figur wie Richard von Weizsäcker politische Karriere machen. Aus dem gleichen Grund hat es Dregger in Hessen niemals völlig geschafft.

Hinter diesem dreifachen Comment, der in jahrzehntelanger Arbeit eingeübt wurde, gehen alte Gegensätze als anachronistisch unter und verlieren Koalitionen, die ehemals als gleichsam widernatürlich galten, ihre Sensation.

Als 1966 mehrere alte Nazis und zwei antifaschistische Emigranten, darunter sogar ein gewesener Kommunist, sich am gleichen Kabinetts-Tisch einfanden, erschien dies wie ein Bruch mit der Vergangenheit der Klassenschlachten. Aber die Gegensätze, welche jetzt versöhnt werden sollten, waren doch immerhin noch in verschiedenen Personen verkörpert. Schleyer und Willi Bleicher mußten immer Gegner bleiben. Heute aber mag es denkbar sein, aus Steinkühler und Edzard Reuter einen gemeinsamen TYPUS zu kreuzen, sagen wir Lafontaine.

Die Zeit des Großen Arschlochs scheint vorbei, abgelöst von der Phase der kleinen, wohlduftenden, desodorierten Öffnungen.

Die gute alte, bedenkliche Charaktermaske war das Schlimmste nicht. Sie mußte aufklärerisch entlarvt werden, gewiß, aber sie war doch zugleich Resultat einer intellektuellen, ästhetischen, auch moralischen Anstrengung, auf die jetzt wohl zu verzichten ist. Masken sind auswechselbar. Aber sie müssen um ihre ideologische Funktion erfüllen zu können, eine ausgeprägte Individualität haben.

Dabei ist dies alles nur ein Teil eines Umschichtungsprozesses, in dem sich zugleich das Vorankommen eines völlig anderen Politiker-Schlages vollzog. Parlamente und Regierungen haben sich in den achtziger Jahren nicht zu postmaterialistischen Freien Waldorf-Schulen gewandelt, sondern der agile Geschäftemacher, den es dort immer schon gab, übernimmt jetzt sichtbarer als früher politische Funktionen, weil andere Qualitäten derzeit offensichtlich nicht vonnöten sind. Das sind auch nicht mehr die politisierenden Kapitäne wie vor 1933 Hugo Stinnes oder Hugenberg, sondern Zuarbeiter auf Honorarbasis, Prokuristen oder Yuppies auf eigene Rechnung: Möllemann, Lambsdorff, Bangemann, Schwarz-Schilling.

Wenn dem Bundesminister für Bildung und Wissenschaft bei einer Talk-Show das Handtäschchen wegkommt, vermutet wahrscheinlich die Hälfte des Publikums, er habe sie sich selbst entwendet und dann anonym per Post wieder zugesandt.

Die Schrumpfung entspricht der Verkleinerung des Feldes, auf welchem agiert werden muß: die politisch aktiven Plutokraten der Weimarer Zeit wollten den deutschen Imperialismus wieder in eine Fasson bringen, mit der erneut der Griff nach dem allerersten Platz in der Welt gewagt werden konnte. Jetzt geht es nur noch um die gesicherte Verwaltung des zweiten oder dritten, wobei die Softies Bescheidenheit signalisieren (ganz nach oben will man ja nicht mehr, denn man kann nicht), und dem unternehmenslustigen Selfmademan der Verschnitt stark anzumerken ist. Die Flick-Sache hat den sich in die Politik drängelnden Puff-Wirt nicht diskreditiert, sondern eher rehabilitiert. In den siebziger Jahren mußten Karl Wienand (SPD), der Ministerpräsident Osswald (SPD) und der Parlamentarische Staatssekretär Dorn (FDP) wegen Affären gehen, deren sich heute kaum jemand mehr schämen müßte, Strauß und Zimmermann erschienen einige Zeit fast einsam. Das ist jetzt anders.

Das Kanzler-Leitbild des Bungalowbesitzenden Familien-Tiers wird durch solche Rehabilitationen im übrigen nicht verändert: es kann die neuen Züge mühelos in sich aufnehmen. Würde in der sich anbahnenden Wirtschaftskrise der Regierungs-Chef ausgewechselt, wie dies bisher in oder knapp vor jeder Rezession geschah (1966, 1974, 1982), dann wäre der Nachfolger gewiß vom gleichen Schlag. Mit einem Kanzler Wallmann etwa würde lediglich die Seife zum Eisbein gelegt. Längst ist die Zeit vorbei, in der er sich – Ende der sechziger Jahre – als Stadtverordneter für die Grundstücks-Interessen des Marburger Kaufhauses Ahrens krummlegen mußte. Bald darauf kümmerte sich schon die Deutsche Bank um sein Vermögen. Da war er bereits Oberbürgermeister. »Die Verbindung Wallmanns zur Deutschen Bank ist keineswegs einseitig. Wallmanns Magistrat verschonte die Großbank vor teuren Auflagen beim Bau der beiden Banktürme in Frankfurts City. Und vor kurzem fiel das letzte große zusammenhängende Grundstück in der Frankfurter Innenstadt auf Wunsch des Wallmann-Magistrats an eine Tochter der Deutschen Bank – 'viel zu billig', wie die SPD monierte. Sie hat einen Preisnachlaß von 3,9 Millionen Mark errechnet.« (SPIEGEL 8/1985)

Das Fließen der Übergänge, die scheinbar beliebige Kombinierbarkeit der Varianten mag Ausdruck eines insgesamt gesenkten politischen Handlungsbedarfs sein: er besteht nur noch dort, wo er sich beim besten Willen nicht mehr wegleugnen läßt. Solche Zeiten sind idyllisch, wenngleich nicht auf immer ungefährlich. Denn gehandelt wird ja dennoch, allerdings durch anderes Personal:

Als Bismarck und Adenauer, jeder für seine Zeit, die Herrschaft einer fast schon abberufenen Klasse (erst: die Junker; dann: die Bourgeoisie) wieder befestigt hatten, hinterließen sie hohltönende Enkel (Wilhelm II., Kohl) mit entsprechender Umgebung. Vom Kanzler Bülow sah man fast nur die Pomade. Dennoch redete er vom Anspruch des Deutschen Reiches auf einen Platz an der Sonne. Die Architektur war historistisch, aber es kam auch Jugendstil auf, und die ersten Reformhäuser wurden gegründet. Kleinere Peinlichkeiten sind von aufgeregten Sozialisten bereits als Zeichen einer Systemkrise gedeutet worden, hatten jedoch andere Ursachen: das Personal war unter den Bedingungen von Windstille rekrutiert worden und produzierte nun bei jeder erstbesten Bewegung eine Daily-Telegraph-Affäre. Derweil zog der

Großadmiral Tirpitz (hier müßten für die Gegenwart wohl internationale Namen eingesetzt werden) zusammen mit Krupp (jetzt: Daimler-Benz u. a.) die Rüstung auf High-Tech-Grundlage auf.

Dieser ebenfalls schon historistische Malbogen kann weiter ausgepinselt werden. Denn wir haben, wieder einmal, Fin de Siècle.

Konkret 06/87, S. 28

Hans Branscheidt

Vereinigung der PLO in Algier

Al Fatah, Palästinensische Befreiungsfront (PLF), Arabische Befreiungsfront (ALF), Demokratische Front für die Befreiung Palästinas (DFLP), Palästinensische Nationale Rettungsfront, Fatah-Rebellen, Volksfront für die Befreiung Palästinas (PFLP), PFLP-Generalkommando (PFLP-GC), Saika, Volkskampffront (PSF). Das ist die PLO. Und Arafat.

An einem der ersten warmen Frühlingstage im Februar justieren Männer in palästinensischen Kampfuniformen ihre Artilleriekanonen für eine Salve auf vermutete Stellungen der Amal-Milizen in der Nähe der Flüchtlingslager Schatila und Burj al Baraschneh. Von ihrer vorgeschobenen Position in den drusischen Schufbergen überblicken die Soldaten der Intifadah, die von dem arafatfeindlichen ehemaligen Fatah-General Abu Mussa befehligt werden, fast den gesamten Südgürtel von Beirut, wo sich die seit Monaten belagerten und hermetisch abgeriegelten Camps befinden.

Die Zündung der Salve erfolgt nach der Feinfokussierung der Geschütze: an einem genau ausgemachten Punkt zwischen Bir Hassan und Haret Hreik sollen die Geschosse auf die Belagerer niedergehen. Hier liegen auch die Slums der fundamentalistischen Schiiten, die um diese Zeit auch die Herren Cordes (Hoechst) und Schmidt (Siemens) beherbergen dürften. Die Geschosse treffen. Das macht die Männer, wie sie glaubhaft versichern, eher unglücklich. Die Posten von Amal liegen mitten in schiitischen Wohngebieten, und so treffen die Geschosse unvermeidlich auch die zivile Bevölkerung. So verschießen sie ihre wenigen Breitseiten eher aus symbolischen Gründen, um ihre arg bedrängten Brüder und Schwestern in den Schutt-und-Asche-Lagern zum Durchhalten zu ermutigen. »Die Sache mit Amal«, sagt der Kanonier, »ist nur der eine Teil der Angelegenheit, die mit der schiitischen Bevölkerung eine andere. Wir wollen mit ihnen weiter leben im Libanon, wenn dieser Lagerkrieg beendet ist, und wie soll das gehen, wenn unsere Geschosse sie treffen?«

*

Das größte Übel der zerstrittenen palästinensischen Bewegung liegt für die Gefolgsleute des Abu Mussa in der Person des PLO-Vorsitzenden Yassir Arafat, dem sie unterstellen, den Lagerkrieg bewußt als Provokation gegen Syrien vom Zaun gebrochen zu haben.

Nach der israelischen Invasion im Libanon 1982, nach dem Abzug von 15 000 Feddayins aus Beirut und den folgenden Massakern von Sabra und Schatila, für die sie den abzugsbereiten Arafat ebenfalls mindestens mitverantwortlich machten, verließen sie die Al Fatah und machten von Damaskus aus Front gegen die Politik des Vorsitzenden. Mit syrischer Hilfe gelang es ihnen, zusammen mit anderen arafatfeindlichen Gruppen, Ende 1983 den PLO-Vorsitzenden, wie es damals schien, endgültig aus dem Libanon zu verjagen. Der wandte sich nach dem Fall der letzten Stützpunkte in Baddawi und Nahr-el-Bared und nach der Schließung seiner Büros in der syrischen Hauptstadt, gen Kairo und nahm wenig später auch die Beziehungen zum jordanischen Regime wieder auf. Für die Abu-Mussa-Organisation und andere palästinensische Gruppierungen wie die Volksfront des Georges Habasch, die sich in der damascenischen »Rettungsfront« zusammengeschlossen hatten, schien der politische Verrat Arafats nunmehr ebenso offenkundig wie vollendet.

Der Kontakt Arafats mit Kairo bedeutete schließlich nichts anderes als die Wiederaufnahme der Beziehungen zu einem in der arabischen Welt nach den Verträgen von Camp David isolierten Regime. Eine andere Kröte, die Arafat zu schlucken bereit schien, war der jordanische König Hussein, dessen Name jeden Palästinenser an den Schwarzen September von 1970 gemahnt, an die Ermordung von 20 000 Menschen ihres Volks und den darauf folgenden Massenexodus. Denn schließlich erwartete die jordanische Führung von der PLO die Anerkennung der UNO-Resolution 242 aus dem Jahre 1967, die das Existenzrecht aller Staaten der Region billigt, also auch das Israels, und nur die Palästinenser ausnimmt, denen lediglich ein Flüchtlingsstatus zukommt.

Diese Orientierung Arafats nach Ägypten und Jordanien führte in der PLO zum tiefen Streit und zu manchen Abspaltungen im organisatorisch-politischen Bereich. Die aus Damaskus operierenden palästinensischen Oppositionsparteien boykottierten von nun an die Sitzungen ihres Exilparlaments, des Nationalrates der PLO, und vereinigten sich stattdessen auf der Grundlage des Abkommens von Aden, das den Rücktritt von Arafat forderte, der seinerseits im Februar 1985 in Amman ein Abkommen unterzeichnete, das die Konföderation eines künftigen Palästinenserstaates mit dem jordanischen Königreich beinhaltete.

*

Die ideologischen und strategischen Differenzen blieben nicht ohne praktische Folgen: das Schicksal Arafats und der bisherigen Fatah-Dominanz in den Lagern des Libanon schien besiegelt. Das Hauptquartier der PLO befand sich nun in Tunis, die bewaffneten Feddayin der Fatah fanden sich verstreut in mehreren arabischen und afrikanischen Ländern wieder.

Während Arafat lediglich noch die diplomatische Bühne geblieben war, stand die palästinensische Basis in den großen Camps in Syrien und im Libanon unter dem Einfluß der oppositionellen Gruppen und Fraktionen. So hatte es den

Anschein. Aber es kam alles ganz anders.

Im Frühjahr 1985 brach der erste sogenannte »Lagerkrieg« aus, der die Bewohner der Flüchtlingsstädte unversorgt und bei elend schlechter Bewaffnung überraschte. Der syrische Staatspräsident Assad wollte nicht den radikalen palästinensischen Gruppen ungestört das Terrain überlassen, sondern die Autonomie der Lager selber, ihre soziale und politische Bedeutung für die palästinensische Identität im Rahmen der syrischen Libanonstrategie liquidieren. Dabei traf es sich gut, daß der Führer der schiitischen Amal-Milizen, Nabih Berri, Träger eines Passes der USA und Anteilseigner an US-amerikanischen Supermarkt- und Tankstellenketten, aus seiner Organisation die dominierende Bewegung im Libanon machen wollte, was nur gegen den Widerstand der Drusen, Hizbollah, Sunniten und auch Christen ging und was deshalb, der machtpolitischen Reihenfolge nach, zunächst an den Palästinensern exekutiert werden sollte.

*

Die exzessiven Lagerkriege von 1985 und 1986 brachten die politisch differierenden Gruppen in den Lagern wieder zusammen. Wollten sie die Auflösung ihrer provisorischen Heimstätten und die Vertreibung verhindern, so blieb ihnen unter dem Hagel der Geschosse nichts anderes übrig, als die Verteidigung in Einheit zu organisieren.

In dieser Situation ging es vor allem um die Frage, wer die materielle und militärische Hilfe leistet, um der absehbaren monatelangen Belagerung standhalten zu können.

Den Mitgliedern der Rettungsfront, der PFLP von Habasch oder den Intifadah-Leuten des Abu Mussa verbot sich Hilfe schon deshalb, weil die Syrer es nicht wünschten, und auch der Demokratischen Front des Naif Hawatmeh, die zwischen den beiden Blöcken stand, gelang trotz aller nur denkbarer Bemühungen eine ausreichende Ausrüstung der Lager nicht. Es war tatsächlich Arafat, dem die schlichtweg großartige logistische Leistung gelang, im Frühjahr 1986 gut ausgerüstete militärische und politische Kader in die umkämpften Gebiete einzuschleusen. Die weitgehende Rücknahme der bisher dahin weit verbreiteten Kritik an der Politik Arafats war die logische Folge. Diejenigen jedoch, die ihn zuvor des Verrats und der Feigheit beschuldigt hatten und dabei von Syrien unterstützt worden waren, konnten oder wollten nicht im vollen Umfang zu Hilfe eilen, während die Unterstützung, die Arafat fortan von Abu al Abbas erhielt, dazu beitrug, die palästinensischen Lager zu halten und die eklatante Niederlage Syriens und der Amal-Milizen im April 1987 einzuleiten.

*

Dramatische Appelle der vom Hungertod und von Epidemien bedrohten Lagerbevölkerung zeigten nun endlich, nach fast sechsmonatiger Belagerung, Wirkung in der arabischen Welt und der internationalen Öffentlichkeit. Zudem zwangen zwei andere Ereignisse die Syrer zur Übernahme der Verantwortung für die Lager und damit zur Beendigung der bisherigen Vernichtungsstrategie: Einerseits das bevorstehende Treffen zur 18. Sitzungsperiode des palästinensischen Nationalrates in Algier, das von den Lagern gefordert worden war, um die zerstrittenen Fraktionen wieder zu vereinen, und andererseits die drohende Niederlage der Amal-Milizen, die Ende März 1987 nur durch den raschen syrischen Einmarsch in weitere Teile des Libanon davor bewahrt wurden, durch die vereinigten Truppen der Kommunistischen Partei, der Drusen, Sunniten und Palästinenser vollständig zerschlagen zu werden. So übernahmen Soldaten der syrischen Armee die Kontrolle der Lagereingänge, während die Amal-Milizen in 100 Metern Entfernung weiterhin ihre Positionen behielten.

*

Den ersten Zugang zu den Camps erhielten Vertreter internationaler Hilfsorganisationen. Das gesamte Areal des Lagers Schatila bot ein einziges Bild von Schutt und Geröll. Nicht ein Haus war unzerstört geblieben. Erstmals seit seinem halben Jahr konnten die Bewohner wieder ohne Risiko ins Freie, die Tunnel und Erdlöcher verlassen, in denen sie zuletzt ohne Nahrung, ohne medizinische Versorgung und Strom ausgeharrt hatten. Frauen, Männer und Kinder der etwa 3500 Palästinenser, die das Inferno von Schatila überlebt hatten, erschienen an den Lagereingängen: Hohlwangig, mit eingefallenen Körpern und mit deutlichen Anzeichen von Mangel- und Fehlernährung. Zahnfleischbluten, ausfallende Zähne und offene Geschwüre an den Körpern. Etwa ein Dutzend Fälle von Typhus mußten versorgt werden. 110 Tote hat der griechisch-kanadische Arzt Chris Giannou, der zusammen mit der britischen Ärztin Pauline Cutting beim schwachen Schein einer Gaslampe im Lager in einem Behelfshospital gearbeitet hatte, im vergangenen halben Jahr gezählt. 1000 Verwundete waren noch unversorgt im Camp.

*

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse und in Anbetracht der vielen Wunden und Schwächungen durch Spaltung und internen Streit, eröffnete Sheik Abdel Hamid al Saeh, der Präsident des palästinensischen Nationalrates, Ende April die 18. Sitzungsperiode in Algier. Dem vorausgegangen waren Dutzende von Aussprachen zwischen den Fraktionen, deren Einigung wohl kaum ohne den Druck und das intensive Konflikt-Management der Sowjet-Union, Algeriens und Libyens so schnell möglich geworden wäre. Bereits im September 1986, in der Erklärung von Prag, hatte Arafat die umstrittene Zusammenarbeit mit dem jordanischen König storniert, die dieser zuvor selber ad acta gelegt hatte. Die darauf folgende Zusammenkunft der Palästinensischen Schriftsteller- und Journalistenunion war nur ein weiterer Schritt zur angestrebten

Einigung gewesen wie auch jene Gespräche mit sechs palästinensischen Organisationen, die im März unter der Schirmherrschaft Ghadafis in Lybien stattfanden und die auch zur verärgerten Abreise des Fatah-Dissidenten Abu Mussa geführt hatten, der bis dahin seine wesentliche politische und finanzielle Unterstützung aus Tripolis erhalten hatte.

Die Erklärung von Tripolis verstand sich als eine »Plattform des Dialogs« und nannte die Bedingungen der Arafat-Kritiker für ihre Teilnahme am Nationalratstreffen:

- öffentliche Annullierung des jordanisch-palästinensischen Abkommens von 1985,
- Aufkündigung der politischen Beziehungen zu Ägypten,
- Zurückweisung der UN-Resolutionen 242 und 338,
- Demokratisierung der PLO unter kollektiver Führung,
- Gewährung des Rechtes aller Fraktionen auf entsprechende Vertretung im Nationalrat (Exilparlament) und im Exekutiv-Komitee.

*

Im Ergebnis wurden alle diese Forderungen mehr oder minder erfüllt und in abschließenden Resolutionen fixiert. Den höchsten Preis dafür zahlte der PLO-Vorsitzende Arafat, der damit deutliche Zugeständnisse an die palästinensische Linke machte, die im Gegenzug Arafat als Vorsitzenden samt seines Führungsanspruches unterstützte.

Wie die Linken in der PLO die internen Veränderungen einschätzen, machte der Generalsekretär der Demokratischen Front, Naif Hawatmeh, deutlich: »Algier bedeutet, daß die Entscheidungen der PLO nicht länger in den Händen der palästinensischen Bourgeoisie liegen. Die klassischen Alleingänge Arafats können ab sofort verhindert werden. Nationalrat und Exekutivkomitee werden erstmals demokratisch vom Kongreß gewählt. Unsere Exekutive wird nunmehr eine kollektive Führung haben und als ein Rat täglich unsere politische und militärische Tätigkeit formulieren. Statt einer ausschließlichen 'rechten' Politik, die sich hinter antiimperialistischen Phrasen kaschierte, wird es jetzt zu einem gemeinsamen politischen Programm aller Strömungen kommen.«

Ob solche Ankündigungen Realität werden, ist allerdings eher skeptisch zu beurteilen: Die Aufkündigung des ohnehin überlebten Amman-Abkommens kommentierte das Exekutivkomitee damit, daß eine »neue Basis der Zusammenarbeit mit Jordanien gefunden werden müsse.« Der in Algier anwesende Vertreter der jordanischen Regierung schien jedenfalls mit den Beschlüssen gut leben zu können. Anders die ägyptische Regierung, die trotz des zuvor deutlich genug erklärten Wohlwollens von Arafat, die PLO-Büros in ihrem Lande demonstrativ schloß, als in der Schlußresolution die Annäherung an Kairo von der Distanzierung gegenüber dem Camp-David-Vertrag abhängig gemacht wurde. Syrien dagegen zeigte sich auf eine bemerkenswerte Weise flexibel. Zwei Tage vor der Eröffnung des Treffens lud Staatspräsident Assad alle oppositionellen Organisationen nach Damaskus ein, was Arafat dadurch geschickt konterte, daß er den Syrer nach Algier bat. Der aber reiste nach Moskau; was noch während der Sitzungsperiode des Nationalrates dazu führte, daß Gorbatschow den Besucher in einer gemeinsamen Erklärung daraufhin festlegen konnte, sich fortan für eine arabisch-palästinensische Einigung zu engagieren.

Das 18. Treffen einer mehrheitlich wiedervereinigten PLO hat dazu geführt, daß von palästinensischer Seite aus alle Voraussetzungen zur Teilnahme an einer internationalen nahöstlichen Friedenskonferenz geschaffen wurden, wie sie, bei allerdings unterschiedlichem Verständnis, von verschiedensten Seiten gefordert worden war.

Der nächste Schritt dürfte in der Vorbereitung der noch für dieses Jahr geplanten arabischen Gipfelkonferenz sein. Deren Ergebnis könnte die Aussichten auf eine dauerhafte Lösung verbessern. Im Arsenal der Resolutionen von Algier gehört dazu auch das Versprechen der PLO, die Beziehungen zu Jordanien, Syrien und Ägypten positiv zu gestalten, sofern diese die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der PLO respektieren. Auch sollen ausdrücklich die Verbindungen zu demokratischen Kräften in Israel intensiviert werden.

Doch den Hoffnungen der Palästinenser steht die Wirklichkeit weiter entgegen: Separate Gespräche und Geheimtreffen zwischen Hussein von Jordanien und dem israelischen Außenminister Perez fanden zur selben Zeit statt, als man sich in Algier auf die Wiedervereinigung verabredete und es ist nicht auszuschließen, daß die Top-Secret-Diplomatie sogar auf Dreiecksgespräche zwischen Assad (Syrien), Saddam Hussein (Irak) und dem jordanischen König hinausläuft. Es besteht also durchaus die Gefahr, daß arabische Regierungen auch künftig eine im internationalen Ansehen gerade gestärkte PLO wiederum lediglich im eigenen Interesse beim Poker mit den USA und Israel ins Spiel führen.

Dennoch: die Geschlossenheit einer demokratisch verfaßten PLO ist zwar nicht Garant gegen solche Pläne, aber ein Faktor, um dem leidgeprüften palästinensischen Volk weitere Vertreibung und Demütigung zu ersparen.

Konkret 06/87, S. 32

Jan Philipp Reemtsma

Das Heer schätzt den Menschen als solchen

Ein neues Jahrhundert der Folter. Warum das Hamburger Institut für Sozialforschung NUNCA MAS* hat übersetzen lassen.

NUNCA MAS – in der Übersetzung NIE WIEDER – ist eines jener Dokumente, aus denen spätere Historiker die Signatur unseres Zeitalters lesen werden. Das klingt wie eine sehr distanzierte Antwort auf die Frage, warum das Hamburger Institut für Sozialforschung NUNCA MAS hat übersetzen lassen, klingt vielleicht für den, der auch nur Ungefähres darüber weiß, was in Argentinien von 1976 bis 1983 geschah, zu distanziert. Es ist nichts weniger als das, und in der nur distanziert klingenden Formulierung steckt der Schrecken, mit diesem Satz die Wahrheit gesagt zu haben: daß ein Buch mit dem Titel NIE WIEDER eine der wichtigsten Quellen sein wird für den, der die Physiognomie dieses Jahrhunderts einst zeichnen wird.

Wenn Sie dieses Buch lesen, wenn Sie in ihm lesen diese unermeßlichen Quantitäten der Qual der ungezählten Einzelnen, Unterworfenen, Zerstörten, werden Sie merken, daß Sie beginnen, schneller und schneller zu lesen, flüchtiger, denn Ihre Augen werden sich, stellvertretend für Sie, auf die Flucht begeben. Sie sollten das bemerken und Sie sollten dem Bedürfnis, die Lektüre zu unterbrechen, nicht nachgeben. Nicht, weil ich Ihnen etwas zumuten wollte, nicht, weil ich moralisieren wollte, daß andere schließlich erleben mußten, was Sie sich bloß zu lesen weigern. Aus einem anderen Grund.

Wer ein Buch liest, in dem von Schmerzen die Rede ist, wird, so er nicht ganz unempfindlich ist, etwas wie einen von sehr weit geworfenen Schatten dieser Schmerzen fühlen. So wird es Ihnen beim Lesen von NUNCA MAS auch gehen, aber nur kurze Zeit, denn die dort geschilderten Qualen sind so unvorstellbar, daß die Phantasie Ihres Körpers sich der Identifikation versagen muß. Unvorstellbar – »Es bleibt unvorstellbar« schrieb Karl Kraus über die Folter an einem alten Arbeiter durch SA-Männer, »doch da es geschah, ist das Wort nicht mehr brauchbar.«

Nicht nur die Semantik des Wortes, mit dem die Menschen ihre Weltwahrnehmung bezeichnen, wird zerstört, sondern mit ihr das Gefühl eines sicheren Standortes in der Welt überhaupt. »Schon ein Gedanke«, können Sie in einer in NUNCA MAS dokumentierten Aussage lesen, »ein einziger, wäre etwas, woran ich mich klammern könnte, um den Fall in das Nichts aufzuhalten.« Die Folter ist die Negation jenes letzten, äußersten, aber doch so trostreichen Trostes aus dem Kinderbuch: »Man fällt nicht aus der Welt.« Doch; – man kann aus ihr fallen und, nach dem Worte Amérys über die Tortur, nie wieder in ihr heimisch werden. Dieses Gefühl der Bodenlosigkeit, oder einer seelischen Gleichgewichtsstörung, befällt Sie, wird Sie befallen bei der Lektüre, denn wenn das Unvorstellbare geschieht, geht dem Sensorium das Selbstvertrauen verloren, die Selbst- und Außenwahrnehmung verändert sich, für die Zeit der Lektüre, vielleicht für lange.

Die »Haftzentren«, ich zitiere aus NIE WIEDER, »insgesamt gab es (...) etwa 340, waren die logistische Voraussetzung für das systematische 'Verschwindenlassen' von Personen. In ihnen wurden tausende von Männern und Frauen oft über Jahre illegal ihrer Freiheit beraubt, und manche kehrten nie zurück. Dort erlebten sie ihr 'Verschwundensein' (...) die Einlieferung in diese Haft bedeutete in jedem Fall, AUFHÖREN ZU SEIN.« Bei lebendigem Leibe. Denn das ist die Folter: der oft gelungene Versuch, den Menschen ohne Rest an Leib und Seele zu unterwerfen, ihn, um dieses Ziel zu erreichen und im Erreichen dieses Zieles, grenzenloser Qual zu unterwerfen – buchstäblich grenzenloser Qual, denn die Grenze wäre der Tod, er wird vom Gequälten oft gewünscht, aber die Folter weitet die Grenze immer mehr, sie dehnt Leben in Bereiche, in denen 'eigentlich' der Tod sein müßte – Sie sehen, wie schwach auch die Metaphorik wird – , sie zieht den Tod in die kleinste Lebensäußerung, ist das Sterben ohne Ende: »Ich versuchte verzweifelt, meine Gedanken mit irgend etwas zu beschäftigen, um zu spüren, daß ich noch am Leben (...) war. Gleichzeitig wünschte ich sehnlichst, daß sie mich so schnell wie möglich umbringen würden.« Aufhören zu sein; bei lebendigem Leibe. Es ist die Umwandlung der Menschen in Exkremente – ein Vorgang, den Canetti als zentrale Funktion der Herrschaft beschrieb. In NUNCA MAS spricht ein Mörder: »Du bist Scheiße. Seit wir dich hierher gebracht haben, bist du ein Nichts. (...) Du existierst nicht. (...) Wir sind alles für dich. Wir sind Gott.«

Wir sind Gott, sagten sie, und so blasphemisch war es gar nicht, denn der Stellvertreter seines Sohnes auf Erden betete erst neulich im Stadion von Santiago de Chile. Zwar umarmte er jene junge Frau, die von chilenischen Polizisten mit Benzin übergossen und angezündet worden war, das Wort Folter kam ihm aber erst zwei Tage später in den Mund und der Segen, den er Pinochet erteilte, paßt recht gut zu dem Einwand, den er gegen die Folter wußte: sie sei 'gegen die Zivilisation'. Nicht: gegen die Menschlichkeit, nicht: gegen alles was Mensch-sein ist, nein, gegen die Zivilisation, als wollte er sagen: Siehe, mein Sohn, wir betreiben sie doch auch nicht mehr und die Geschäfte gehen nicht schlecht.

*

Gewiß hat es keine Zeit, menschlichem Denken erinnerlich, gegeben, die ohne Menschenquälerei ausgekommen wäre, wenige Zeiten auch, in denen diese nicht in irgend einer Weise organisiert betrieben wurde, das heißt unabhängig von sadistischen Bedürfnissen Einzelner. Dennoch gab es Zeiten, in denen sie wesentlicher Bestandteil der Herrschaftsausübung war, und solche, in denen sie das nicht war. Nach dem Ende der römischen Militärherrschaft über weite Teile Mitteleuropas scheint sie, soweit wir wissen, es nicht gewesen zu sein, denn sie wurde im Jahre 1252 päpstlicherseits explizit eingeführt und ihre Einführung gegen Widerstände durchgesetzt.

Verschwunden ist die Folter aus Europa seitdem nicht mehr. Allenfalls kann man sagen, daß sie einige Jahre lang nicht ausgeübt worden ist; – noch 1862 wurden in einem Teil der Schweiz legal Daumenschrauben verwendet, und schon 1893 war die Reaktion auf eine Bombe, die in einem Theater in Barcelona detonierte, eine Massenverhaftung von Tausenden von Menschen – das Zuchthaus Montjuich wurde in ein Konzentrationslager verwandelt, in dem die aus dem 20. Jahrhundert bekannten Methoden des Terrors größeren Gruppen gegenüber sich verbanden mit den alten Methoden der Inquisition Individuen gegenüber, denn die Folterinstrumente waren noch alle vorhanden, gleichermaßen, wie man schließen muß, die Kenntnis ihrer Anwendung. Gewiß spielte die Folter von, sagen wir, 1750 bis 1933 in Europa eine erst abnehmende dann konstant vergleichsweise geringe Rolle; um so deutlicher spielt sie seit 1933 weltgeschichtlich eine entscheidende, ohne deren Verständnis man politische Herrschaft unserer Zeit nicht wird durchschauen können. Weltgeschichtlich – denn aus den Kolonien verschwand sie nie, solange diese Kolonien waren, sondern begleitete die dortigen Massenmorde als Terror gegen die überlebende Bevölkerung. – In Argentinien haben sich diese drei Traditionen der Folter vereinigt: ihr christlicher Ursprung verband sich mit der nationalsozialistischen und kolonialistischen Genozidbereitschaft. Die Rolle von Folter und öffentlich bis zum Tode fortgesetzter Folter, denn anders sind viele Hinrichtungsformen nicht zu verstehen, für die Aufrechterhaltung oder Durchsetzung von Herrschaftsformen seit dem Hochmittelalter wird von der Geschichtsschreibung so systematisch unterschätzt bzw. gar nicht in Erwägung gezogen, daß man von einer Verdrängung sprechen muß. Dort, wo die massenhaften Quälereien der Kirche und der profanen Justiz, die sich ihre Verfahren nach deren Bilde schuf, bei bestem Willen nicht mehr geleugnet werden können – Inquisition oder die sogenannten Hexenverfolgungen – erscheinen sie in den Geschichtsbüchern wie Inseln, die nicht einmal untermeerisch mit dem Festland 'normalen' menschlichen Wandelns und Handelns verbunden sind. Und jenes ganze 'Mittelalter', das sich, wie sich inzwischen herumgesprochen hat, bis weit an unsere Zeit heranzog, wirkt historisch wie eine Insel zwischen Antike und – je nach historischer Schule: Moderne bzw. bürgerlicher Gesellschaft.

Und nimmt man ein Handbuch, sagen wir den Großen Ploetz, so erscheint – wenn sie denn überhaupt erscheint, und wenn sie es tut, dann bemäntelt als 'Menschenrechtsverletzung', was schlechthin Alles sein kann – die Folter wieder wie vereinzelt, jedesmal erneut wie ein Betriebsunfall der Geschichte. Aber genauso wie sich herumgesprochen hat, daß der moderne Massenverkehr Unfälle nicht als Ausnahmen von seiner Normalität, sondern als regelmäßiges Produkt seines Funktionierens hervorbringt, so sollte sich dieses Wissen auch im metaphorischen Gebrauch des Wortes 'Unfall' niederschlagen: die Herrschaftsverhältnisse des Zwanzigsten Jahrhunderts produzieren die Folter regelmäßig. Der Große Ploetz – ich nehme ihn noch einmal – weiß davon natürlich nichts, und deshalb überkommt ihn Amnesie schon nach kurzer Zeit, gar während des Geschehens selbst: im Falle Griechenlands weiß er nur noch, daß es, um einem Ausschluß wegen Menschenrechtsverletzungen zuvorzukommen, aus dem Europarat austrat; in der Türkei gab es »innenpolitischen Druck«; die iranische Innenpolitik war ohne Savak; aus Paraguay werden »willkürliche Verhaftungen« berichtet; von Uruguay erfahren wir, daß auch nach 1978 eine »politische Repression« anhalte, von der wir aber zuvor nur vernahmen, daß irgendwelche Grundrechte außer Kraft gesetzt worden waren, nicht aber, daß zu denen das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit gehörte; in Guatemala werden Erdbebentote gezählt, aber keine anderen. Was Chile betrifft, gibt es die UNO, die irgendetwas tadelt – nur über Argentinien erfahren wir mehr, und zwar einzig wegen der Arbeit der CONADEP und ihres Berichtes NUNCA MAS. Gewiß ist NUNCA MAS, der Bericht selbst, seine politische Verwendung, Ausdruck eines politischen Kompromisses, nämlich eines zwischen Opfern und ihren Mördern und Peinigern. Aber NUNCA MAS, und darum haben wir den Bericht übersetzen lassen, ist ein Versuch, ein Jahrsiebt der Folter in die Geschichte eines Landes einzuschreiben und dem Bewußtsein zugänglich zu halten. Keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung für den Kampf gegen die Folter.

*

Was nun aber war das, ist das, was in NUNCA MAS, jener Zusammenfassung von Tausenden von Dokumenten, Verhören und Anhörungen, Berichten und Befunden, geschrieben steht und das ist, was sich in Worte fassen läßt von dem, was fassungslos macht? Sie können es nachlesen, Sie werden es nachlesen, ich will es Ihnen nur nennen, was mit Schlägen beginnt und mit Tritten, dann fortgeht im Prügeln mit Knüppeln, Brettern, Eisenketten und Hämmern, mit denen man Füße und Hände zerschlägt; Untertauchen in Schmutzwasser – oder es ist einfach nur die Plastiktüte über dem Kopf, die kurz vor dem Ersticken abgezogen wird oder nicht; oder die Augenbinde, die so fest angezogen wird, daß die Augäpfel in den Schädel gepreßt werden, oder sie ist verschmutzt und es fressen sich Würmer in die Bindehaut; ausgedrückte Cigaretten auf

allen Teilen des Körpers oder Versengen mit glühendem Draht und Verbrennen mit glühenden Nägeln; oder die Elektrizität: Elektroschocks an, wie es in unzähligen Protokollen heißt, allen besonders empfindlichen Teilen des Körpers, also: überall, und besonders an und in Genitalien, im After, durch einen unter Strom stehenden Metallknüppel etwa, an den Brustwarzen, unter den Achseln, an Augen, Ohren, Zahnfleisch, Zunge (da krampfen sich Zungenmuskel und Schlund, daß nicht einmal mehr ein Schrei möglich ist); man zwingt Gefangene, kleine Elektroden zu schlucken und Speiseröhre und Magen werden von innen verbrannt; oder der Körper wird einfach auf einen Metallrost gelegt, der unter Strom gesetzt wird und dann mit Wasser übergossen, und war der Leib bereits zerschunden, ist es Salzwasser gewesen. Vergewaltigung von Frauen und Männern; lebendig Begrabenwerden; Scheinexekutionen; kochendes Wasser; Zerquetschen der Hoden; Abreißen der Haut von den Fußsohlen; tagelanger Durst und der Mund wird mit Pfeffer gefüllt; an den Händen aufhängen bis die Schultergelenke auskugeln und die Füße berühren den Boden und der ist naß und steht unter Strom. Oder sie stecken eine Katze unters Hemd und die wird unter Strom gesetzt, daß sie den Mitgefolterten zerfleischt. Oder sie tun irgendetwas davon dem eigenen Kind an und man muß zusehen. Oder sie lassen einen sitzen, nur sitzen, wie es einem ging, der mit Vielen zwischen kurzen Schlafpausen einfach nur dasaß, Kapuze überm Kopf, ohne sich bewegen zu dürfen, saß, ohne sprechen zu dürfen, einmal ein wenig Nahrung am Tage, und saß – er saß ein halbes Jahr lang, dann fiel einem von den Mördern auf, daß man den bloß vergessen hatte.

Vorauf gingen alldem die Entführungen. Nach deutschem Vorbild, bei Nacht und Nebel an der Haustür, aber auch auf offener Straße. Oder sie stürmten das Haus; gar nicht heimlich: die Stromversorgung ganzer Stadtviertel wurde unterbrochen, es wurde geschossen, zuweilen wurden gar Bomben und Granaten eingesetzt. Oder sie sperrten zur Hauptverkehrszeit einen Platz, um einen aus dem Auto zu zerren. Es blieb also durchaus nicht alles geheim, das konnte es nicht und das sollte es auch nicht. Ein verheimlichter Terror trifft nur das unmittelbare Opfer; um massenwirksam zu sein, muß der Schrecken aber übergreifen. Es ist also nichts an dem, daß nur wenige 'es' gewußt hätten. Gewiß, wie immer nicht das ganze Ausmaß, aber genug. Und zu den Vielen, die wußten, gehörte natürlich auch der deutsche Botschafter, denn dazu ist er ja im Land, und natürlich hat er ans Außenministerium berichtet, denn dazu ist er da.

Die geheimen Haftzentren waren über das ganze Land verteilt, manchmal wurden sie für ihren Zweck noch baulichen Veränderungen unterzogen. Manche waren in der Tat geheim in dem Sinne, daß sie versteckt waren; manche aber nur insofern als wer nicht in ihnen war, nicht ganz genau wußte, was in ihnen gerade jetzt vorging. »Ich lebe hier mit meiner Familie seit dem Jahre 1973. Als wir hier einzogen, war das Nachbargebäude unbewohnt. Ende 1976 begannen sie dort mit den Renovierungsarbeiten. Eine riesige Wand aus leichtem Material wurde errichtet, alles mit Stacheldraht umzäunt und sie bauten Gitter in die Fenster ein. Ständig hörte man Personen kommen und gehen. Nachts beleuchteten Scheinwerfer auf dem Turm die Umgebung. Von morgens bis abends hörte man Schüsse (...) Auch herzzerreißende Schreie hörten wir (...) Oft trugen sie Kisten oder Särge heraus; sogar amputierte Körperteile in Plastiktüten.« – Geheime Haftzentren.

Die unter der Folter starben oder auf irgendeine andere Weise umgebracht wurden, begruben sie zuweilen heimlich auf offiziellen Friedhöfen oder irgendwo in Massengräbern, verbrannten sie wie Müll mit Autoreifen zusammen, um den Brandgeruch unspezifisch zu machen, denn der definitive Tod sollte in der Regel geheimgehalten werden. »So erzeugte man den Zustand der Unsicherheit, der die Verwandten in die Isolation zwang und dazu, nichts zu unternehmen (...) gelähmt von der schrecklichen Vorstellung, daß das eigene Verhalten der ausschlaggebende Faktor sein könnte, den Sohn oder die Tochter, Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester auf die Liste der Toten zu bringen.« Es wurde also gleichsam ein Teil der Bevölkerung als Geisel benutzt, um den anderen ruhig zu halten.

Aber manche brachten sie auch einfach ins normale Leichenschauhaus, und da beschwerten sich die dort Beschäftigten über die wegen des Zustandes der Leichen beeinträchtigten Hygieneverhältnisse, besonders über nicht mitgelieferte Mundschutze. In einem Brief an den Staatspräsidenten übrigens.

Wegen der Schwierigkeiten, die das Verbrennen sehr vieler Leichen macht, worüber bereits der Kommandant von Auschwitz klagte, ging man dazu über, Tote, oft auch Lebende, aus Hubschraubern und Flugzeugen ins Meer zu werfen – es war eine Abfallbeseitigung großen Stils. Was nicht verbrannt werden konnte oder anderweitig beseitigt, wurde im Atlantik verklappt.

*

Wer waren die Opfer? Es waren, abgesehen von den Mördern selbst und denen, deren Geschäfte diese direkt besorgten, potentiell alle. Linke, sicher, aber nicht nur. »Sie wüßten, daß ich nichts mit dem Terrorismus oder der Guerilla zu tun hätte, daß sie mich aber foltern würden, weil ich Gegner der Regierung sei. Weil ich angeblich nicht verstanden hätte, daß es in unserem Lande keinen politischen Freiraum gäbe, um sich dem 'Prozeß der nationalen Erneuerung' der Regierung zu widersetzen.« Oft ging man nach Bevölkerungsgruppen vor; in der 'Nacht der Krawatten' wurden wahllos Anwälte, in der der 'Bleistifte Schülerinnen und Schüler entführt – »Einer der Männer sagte zu mir: 'Du bist also Psychologin, eine Hure bist du, wie alle Psychologinnen, hier kriegst du, was dir zusteht'.«

Wer waren die Täter? Was ist von ihnen zu sagen, außer daß sie Angehörige von Militär und Polizei waren? Es gab unter ihnen Sadisten, gewiß. So liebte es ein Offizier, »Hyänez genannt zu werden, ein anderer gibt einer Mutter, die ihre verschwundene Tochter sucht, ein Fotoalbum, in dem sie Bilder von zerstückelten Menschen betrachten soll. Dann gab es die für die Sache, um die es angeblich ging, Engagierten. Sie waren Christen und/oder Nazis. – Zwar waren auch Christen unter den Opfern des Terrors, aber das sagt nicht sehr viel, denn auch Angehörige des Militärs gehörten zu den 'Verschwundenen'. »Das Heer schätzt den Menschen als solchen, denn es ist ein christliches Heer«, sagte der spätere Leiter der argentinischen Bundespolizei, und es ist berichtet worden, daß im Offizierskasino eine Messe gelesen wurde und den Gefolterten das Abendmahl gereicht. Priester gehörten zu den Folterern und der ehemalige Bischof von Bueno Aires hat erst kürzlich seine Meinung zu der Regierung Alfonsin gesagt: sie bestehe in der Mehrheit aus Juden. Was das heißt, ist klar. Es handelt sich um einen Appell an den Teil des Heeres, der sich in den Traditionen des Nationalsozialismus definiert, den verhafteten Kameraden zur Hilfe zu kommen, d. h. einen neuen Putsch zu unternehmen. Wie wirksam solche Appelle sind, haben die letzten Wochen gezeigt.

Jüdische Gefangene wurden mit Hakenkreuzen beschmiert; Folterer waren mit diesen Emblemen tätowiert oder sie hatten sie an der Wand hängen neben dem Kruzifix. »Wenn sie uns schlugen«, heißt es, »sagten sie uns: wir sind die Gestapo.« »Juden wurden allein deshalb mißhandelt, weil sie Juden waren; sie sagten ihnen, daß die Subversion vom internationalen Zionismus unterstützt und finanziert werde, die Organisation der 'Brunnen' (die geheimen Haftzentren) hingegen von ODESSA (Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen). (. . .) Gegen die Juden wurden alle Arten von Folter eingesetzt, darunter auch eine ganz besonders grausame, das 'Rektoskop', das aus einer Röhre bestand, die man in den After des Opfers oder in die Vagina der Frauen einführte; durch diese Röhre ließ man eine Ratte laufen, das Nagetier suchte den Ausgang und versuchte sich zu befreien, indem es die inneren Organe des Opfers auffraß.« Eine fixe Idee trieb die Mörder dabei um, sie fahndeten nach der Bestätigung eines angeblichen 'Anden-Planes', der die Annexion Patagoniens durch Israel vorsehen sollte.«

»Der Antisemitismus«, heißt es in NUNCA MAS, »äußerte sich als religiöses Gegenstück eines degenerierten christlichen Glaubens«, wobei das 'degeneriert' mit Fragezeichen versehen werden muß, denn schließlich ist der Antisemitismus eine genuin christliche Errungenschaft und begleitet seine Geschichte seit dem Johannes-Evangelium. Es heißt weiter: »Die 'Verteidigung Gottes' und der christlichen Werte als ideologische Motive waren einfach und überzeugend genug, um von allen Unterdrückern bis hinunter zu den niederen Dienstgraden verstanden zu werden.« Was den Charme dieser Religion, die sich in Lateinamerika mit dem Schlachtruf »Santiago! und drauf!« einführte, ja seit jeher ausmachte. » Bei der Durchsuchung des Hauses von Edoardo Alberto Cora, der zusammen mit seiner Ehefrau entführt wurde, schmierten die Repressoren, nachdem sie alles, was sie vorfanden, zerstört hatten, die Parole 'Es lebe König Christus' und 'Christus erlöst' an die Wand.«

Es handelt sich um die Kollaboration zweier Ideologien, die im Falle Argentiniens noch eine besondere Vorgeschichte hat. Bekanntlich hat der Vatikan den Export von Nazi-Verbrechern, unbekannten und prominenten wie Eichmann, nach Südamerika, und zwar vor allem nach Argentinien organisiert.

Damit aber die Mischung von aggressivem Christentum und personalen wie ideologischen Nazi-Traditionen zu einer so effizienten Mordmaschinerie werden konnte, brauchte es ein drittes Element, die systematische Ausbildung der Repressoren durch US-amerikanische Experten. NUNCA MAS dokumentiert hier nichts, was die USA direkt beschuldigte, und das muß nicht an einem Mangel an Material liegen, wohl aber die innerlateinamerikanische Kooperation: »Im Februar/März 1979 organisierte der ESMA (die Militärschule) einen Kursus für 'antisubversiven Kampf', zu dem Repressoren aus verschiedenen lateinamerikanischen Ländern eingeladen wurden. Dieser Kursus fand in der Marineinfanterieschule auf dem Grundstück der ESMA statt. Teilnehmer waren Folterer aus Uruguay, Paraguay, Bolivien, Nicaragua und, wenn ich mich recht erinnere, aus Brasilien und Guatemala. Jedes dieser Länder trug einen Bericht vor, der auf Tonband aufgenommen wurde, dieser Bericht bestand aus einer Vorstellung des jeweiligen Landes und einer Beschreibung der Charakteristiken und Methoden seiner repressiven Aktivitäten. Die Arbeitsgruppe der ESMA hatte mehrere Berichte vorbereitet; einen über die Geschichte der Guerilla in Argentinien, einen anderen über Gründung und Organisation der Arbeitsgruppen (i. e. Terroreinheiten). Ein weiterer Bericht beschäftigte sich mit den wirksamsten Foltermethoden, ihren verschiedenen Stufen, körperlichen Folterungen (wobei die verletzlichsten Punkte skizziert wurden), psychologischen Folterungen etc.« Et *cetera.*

Aber die Rolle der USA braucht nicht dokumentiert zu sein in NUNCAS MAS, sie ist so über und über dokumentiert in der Geschichte des zum Hinterhof deklarierten Lateinamerika, in dem man zuweilen selbst nach dem Rechten sieht, erfolgreich wie in Guatemala 1954 oder erfolglos wie in Cuba 1960, und oft und gern Hilfe zur Selbsthilfe leistet, über die Ausbildungsschule in Panama, die Lehrgänge in den USA selbst, und in El Salvador ist der Fall eines Mädchens, das von US-amerikanischen Ausbildern zu Schulungszwecken zu Tode gefoltert worden ist, bekannt geworden.

»Die begangenen Verbrechen«, lesen Sie in NUNCAS MAS, »können nicht als 'Exzesse' oder – von den Tätern so genannt – 'Nebenerscheinungen' bezeichnet werden. Im Gegenteil wurden die Gesetzesüberschreitungen und der Terror von Anfang

an von oben angeordnet, verbunden mit dem gezielten Aufbau einer systematisch auf die Vernichtung von Menschen zielenden Struktur. (...) Der ganze umfangreiche und komplexe Apparat, der zur Durchführung der geheimen Repression geschaffen worden war, die gigantische Infrastruktur, die er erforderlich machte, war das Ergebnis von Befehlen, Anordnungen, Mitteilungen und Protokollen (...) Man verfügte über beträchtliche Mittel, es wurde Personal abgeordnet, große Bauten wurden errichtet, ganze Gebäude wurden zu geheimen Haftzentren umgebaut.« – Das zu solcher Vernichtungsmaschinerie nötige Maß an Bürokratie scheint den Bedürfnissen der Mörder von Argentinien entgegengekommen zu sein wie denen der deutschen Gestapo-Hauptquartiere oder SS-Kommandanturen, wie übrigens auch, weniger bekannt, denen der Inquisitoren oder Hexenverfolgungsjuristen .

Akten wurden angelegt. »Es gab außerdem einen Karteikasten mit kartonierten Karteikarten – ungefähr 5000 – die nach Spitznamen oder dem wahren Namen und Vornamen geordnet waren; außerdem war in demselben Büro ein Buch vorhanden, in das alle Fälle eingetragen wurden, die durch die ESMA hindurchgingen. Darin wurden Name, Vorname und Spitzname, wenn vorhanden, sowie Eingangs- oder Ausgangsdatum eingetragen, zudem eine Stelle, in der L (für liberado – freigelassen) oder D (für detenido-festgenommen oder desaparecido-verschwunden) stand (. . .) Dies besagte Buch war nach Fallnummern geordnet und diese wiederum wurden nach der Reihenfolge des Eingangs vergeben.« – »Alle Entführten wurden identifiziert; es wurden für jeden von ihnen umfassende Personalakten erstellt, von denen Kopien an die verschiedenen Sicherheits- und Ermittlungsorgane verteilt wurden.« – Diese Mischung aus Blut und Aktenstaub ist das entsetzlichste und widerlichste Amalgam der Menschheitsgeschichte.

Auch wenn diese Bürokratie im Terror pathologische Züge zu tragen scheint, so war sie doch effektiv und die Mörder waren geistesgegenwärtig genug, riesige Aktenberge verschwinden zu lassen – zu vernichten oder irgendwohin in Sicherheit zu bringen, wo sie vielleicht heute noch liegen.

*

Es scheint all diesen Exzessen etwas Irrationales anzuhaften, das es uns leicht macht, sie als historische Ausnahmen voneinander zu vereinzeln und vom 'normalen' Weltlauf abzusondern. Zwar richtete sich der Terror auch gegen die Guerilla, aber der Kampf gegen diese erklärt genauso wenig sein Ausmaß wie die, auch beabsichtigte, Unterdrückung der peronistischen wie nicht-peronistischen Arbeiterbewegung. Der Terror ging weit über diese Ziele hinaus. Wohin? Man kann sich nicht damit 'trösten', das argentinische Militär sei einfach verrückt geworden, dennoch wird man sein Nicht-verrückt-sein nicht finden, wenn man einen *bestimmten* Zweck sucht, der mit diesem Massenterror erreicht werden sollte. In gewissem Sinne war er Selbstzweck. Er war Ausübung der Herrschaft um ihrer selbst willen, bis an ihre äußersten Grenzen, und konnte sich deshalb von seinen Zielen – die es selbstverständlich gab, das »Wer-Wen« sei durchaus nicht suspendiert – gleichsam abheben.

Die Folter selber bildet diesen Tatbestand ab: es bedarf der geschilderten Vielfalt der Mittel, der unendlichen Steigerungen des ohnehin Unerträglichen ins Unerträglichere ja gar nicht. Die Mittel, einem Menschen so starke Schmerzen zuzufügen, daß er zerbricht, sind recht simpel und bekannt und durch die Geschichte immer dieselben. Es braucht jene Lehrtafel der ESMA mit den besonders empfindlichen Körperzonen gar nicht. Und so ist auch jedes Herrschaftsziel ohne die Folter erreichbar, oder sagen wir lieber: ist in der Geschichte schon erreicht worden. Allein das Herrschen selbst – und damit alle Ziele, die in Herrschaftsverhältnissen verfolgt werden, vom Mehrwert bis zum sexuellen Mißbrauch – braucht die Folter als Horizont von Möglichkeit. Es ist sehr einfach zu erklären: wer herrscht, muß sicher sein, daß ihm gehorcht wird, daß nicht etwa freiwillig ein Bund mit ihm geschlossen sd. Die Idee eines Gesellschaftsvertrages, er möge einschließen, was er wolle, ist, wenn er denn kündbar bleibt, eine Widerlegung von Herrschaft. Wer freiwillig einem anderen zuarbeitet, mag dies aus Freundschaft tun, aus Lust, aus welchem Grund auch immer; – eine Garantie auf Dauer ist seine Freiwilligkeit nicht. Solange die Möglichkeit der Freiwilligkeit nicht widerlegt ist, bleibt Herrschaft in den Augen derer, die herrschen, unsicher, kündbar. Es ist, unabhängig davon, was der Inhalt des jeweiligen Herrschaftsverhältnisses ist, für die Tatsache des Herrschens essentiell, sich ihrer Permanenz zu versichern, die Unkündbarkeit des Verhältnisses zu bestätigen: ». . .daß sie mich foltern würden, weil ich angeblich nicht verstanden hätte, daß es in unserem Lande keinen politischen Freiraum gäbe...«

Das macht Folter zu einer Möglichkeit jeder Art von Herrschaft, das heißt zu einer überall und jederzeit drohenden Realität, und bekanntlich ist auch die Vorstellung, Gehorsam sei einer herrschenden Klasse, Schicht oder Gruppe gegenüber ein Mittel, die staatsterroristische Drohung abzuwehren, irrig. Gehorsam ist ja nicht die Beruhigung von Herrschaft, die an sich – aus einsichtigen oder anderen Gründen – zweifelt, oft im Gegenteil: der Akt des Gehorsams, wahrgenommen als Akt höchster Freiwilligkeit, kann größte Provokation bedeuten. Und so zeugt sich Folter weiter fort: jede erpreßte Handlung hinterläßt den Verdacht, daß bei nachlassendem Druck eine andere zu erwarten wäre. Zurecht übrigens, glücklicherweise.

Jene Exzesse, die Exzesse bleiben, auch wenn sie die Regel mancher Geschichtsepochen zu sein scheinen, dienen dazu, die Tatsache von Herrschaft absolut und damit scheinbar sicher zu machen. Weil dieses Ziel aber illusorisch ist, gibt es eben das, was eine hilflose Sprache 'sinnlose oder willkürliche Grausamkeit' nennt. Das argentinische Militär versuchte buchstäblich, sich die argentinische Bevölkerung physisch anzueignen. Kinder ermordeter Mütter wurden von den Mördern adoptiert; in der Gefangenschaft Geborene wurden an kinderlose Armeeangehörige verteilt. Zu diesem Zwecke war eine Abteilung im Campo-de-Mayo-Krankenhaus eingerichtet worden, in die entführte Schwangere mit Augenbinden eingeliefert wurden und dort blind dem Geburts-Tag ihrer Kinder entgegenwarteten. Es erfolgte dann in der Regel ein Kaiserschnitt, wenn man sich so medizinisch ausdrücken will. Sie wurden aufgeschnitten, die Kinder entnommen, verteilt; die Mütter wurden manchmal ermordet, manchmal nicht.

*

Es mag Ihnen vor dem Hintergrund solcher Ereignisse leichtfertig erscheinen, wenn ich sage, daß in der Logik von Herrschaft die Folter als immer gegenwärtiger Horizont von Möglichkeit liegt. Denn schließlich wird nicht überall gefoltert, wo Herrschaft ausgeübt wird, nicht einmal dort überall, wo Herrschaft ausgeübt wird, mit der Folter gedroht. So möchte man jedenfalls meinen. Und doch ließe sich vielleicht zeigen, daß die Gesten der Herrschaft auch ihre eigene Geschichte zitieren, daß sie so oft ohne die Folter auskommen, weil die Drohung verstanden wird. Damit diese aber immer verständlich bleibe, ist es notwendig, daß anderswo mit dem Zitat sich nicht begnügt wird. Ein Beispiel aus Hamburg: der Polizeikessel auf dem Heiligengeistfeld hat ein Mehr an Schrecken aufgerufen als dem, was 'tatsächlich' geschehen ist, angemessen war, das zu denken geben sollte. Nicht weil das, was dort geschehen ist, ernsthaft vergleichbar gewesen wäre, fiel den Eingeschlossenen das Stadion von Santiago de Chile ein, sondern der Kessel zitierte das Stadion, er bewirkte, daß es den Eingekesselten einfiel, und entband damit einen Schrecken, der sich auch denen mitteilte, die gar nicht direkt von der Polizeimaßnahme betroffen waren. Es war der Schrecken darüber, daß in diesem Zitat darauf angespielt wurde, *was* alles noch möglich wäre, und der das Zitat am eigenen Leibe erlebte, wurde in die Unsicherheit gestoßen, ob vielleicht jetzt schon ein solcher Zeitpunkt gekommen sei.

Gewiß werden Sie sagen, ein solcher Zeitpunkt sei doch in der Bundesrepublik nicht zu erwarten. Nur: ein solcher Zeitpunkt ist selten der erwartete. Ich denke, daß sich im öffentlichen Bewußtsein die Terrorregime immer wieder in 'Ausnahmeerscheinungen' verwandeln, sie mögen noch so regelmäßig installiert werden, hat entscheidenden Anteil daran. Ausnahmen kann man ja schlechterdings nicht erwarten. Auf Ausnahmen kann man sich nicht einstellen, sich, wenn sie eintreten, nicht gegen sie wehren.

Woran liegt es, daß der Zusammenhang von dem, was jene Exzesse zeigen, und dem, was uns als normal erscheint, immer wieder verloren geht, und allenfalls in der abstrakten Analyse als Parallele etwa der im einen wie im anderen Zustand gleichermaßen verfolgten wirtschaftlichen Interessen aufscheint, aber dennoch den – ja doch wohl auch entscheidenden – Aspekt der unterschiedlichen Form der Herrschaft nicht erklären kann? Auf extremsten Terror folgen Zustände soziale Amnesie – bei den Tätern, die ein Interesse daran haben und diese mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln herbeizuführen suchen. Aber auch bei den Opfern – aus Gründen, das wollen wir nicht vergessen. Denn es kann ein Entsetzen so groß sein, daß man mit ihm, bewußt mit ihm nicht mehr leben kann.

Ein Mädchen, fünf Jahre alt, war bei der Folterung seines Vaters zugegen. Anschließend mußte sie an einer Bushaltestelle Bekannte identifizieren, worauf sie nach Hause geschickt wurde. Das Mädchen hat sich dort mit einer Pistole, die es in einer Schublade wußte, erschossen. – Ein Junge, zwölf Jahre alt, erlebte die Entführung seiner Eltern. Seit dem Tage der Entführung saß er am Fenster und sah hinaus; sie kamen nicht wieder. Eines Tages lag er tot in seinem Bett. Sein Herz war stehen geblieben.

Die Mörder wollen die Opfer, die Erinnerung an die Opfer, die Erinnerung an den Terror verschwinden lassen. Es kommt ihnen dabei zu Hilfe, daß das Vergessen Überlebensmittel sein kann. Ein Weg aber zum Vergessen ist der Schritt, das Erlebnis für nicht erinnernswert zu erklären, weil es sich keiner Regel fügt; was Ausnahme bleibt, kann vergessen werden. Es kommt der analytische Fehler. die Exzesse der Herrschaft für Ausnahmen zu halten, dem Seelenzustand entgegen, den die Folter selbst und oft allein das Wissen um sie erzeugt. Es bleibt aber ein Fehler. Einer, der politische Konsequenzen hat ein Fehler, der für sich selbst und andere lebensgefährlich sein kann. Sich aus diesem Grunde gegen das Vergessen zu stellen, ist eine große Aufgabe. Nicht hoch genug kann man deshalb die schätzen, die der CONADEP Rede und Antwort gestanden haben und mit diesem Akt ihr eigenes Leid – auch für sich – noch einmal in die Gegenwart gerufen haben.

Aber sie haben noch etwas anderes getan, sie haben dem Schrecken, zu dessen Arsenal als Stärke es gehört, anonym zu sein, Namen gegeben. Diese waren dem ursprünglichen Bericht beigegeben; die Buchfassung von NUNCA MAS enthält sie nicht mehr, auch unsere Übersetzung enthält sie nicht. Eine zweite Auflage sollte sie enthalten. Nicht, weil Ihnen diese Namen etwas sagten, sondern allein um der Demonstration willen, daß Schrecken nicht anonym sind, sondern benennbar: –

Guillermo Abec –

Julio Abraham –

Benito Segundo Acosta –

Olga Aguilar –

Roberto Heriberto Albornoz –

Hugo Rolando Albornoz –

Senora de Alurrialde –

Oscar Antrade...

die Liste ist lang. Eine Liste, 1945 in Deutschland aufgestellt, wäre noch länger.

* »Nie wieder - ein Bericht über Entführung, Folter und Mord durch die Militärdiktatur in Argentinien«; herausgegeben vom Hamburger Institut für Sozialforschung; Beltz Verlag, Weinheim und Basel, Abbildungen und Skizzen, 282 Seiten, 98,- DM

Konkret 06/87, S. 38

Walter Boehlich

Broder versus Fried

Magazin

Im »Spiegel« überrascht uns Henryk M. Broder mit einem Aufsatz über den Schriftsteller Erich Fried – nicht anläßlich eines Geburtstages, nicht anläßlich eines neuen Buches, nicht einmal anläßlich einer neuen Affäre, sondern offenbar allenfalls aus einem persönlichen Anlaß. Es ist das erste Mal, daß Broder sich einem Literaten zuwendet, aber warum sollte sich ein begabter Journalist der Literatur verschließen und für alle Zeiten auf der Politik hocken bleiben? Freilich zeigt sich sehr schnell, daß sich Broder für Literatur gar nicht interessiert und, was die Bücher von Fried angeht, im wesentlichen aus zweiter Hand lebt. Sehr viel öfter als auf die originalen Texte Frieds bezieht er sich auf Meinungen Dritter über Fried, und statt dessen Bücher zu lesen, hat er einen Stapel Pressemeldungen gelesen, wie ihn jedes passable Ausschnittsbüro liefern könnte. Was er vorzubringen hat, ist mehr oder minder, daß Fried zu schnell und zu viel schreibe, für den Augenblick schreibe, die »Mutter Teresa für den kritischen Studienrat mit SDS-Erfahrung« sei. Er sucht sich von ihm zu entfernen nicht durch die Auseinandersetzung mit dem, was Fried will und kann, sondern durch den zwiespältigen Eindruck, den Fried auf andere gemacht hat. Auf solche Weise gelingt es ihm, das zu tun, was er tun wollte: nicht den Autor Fried treffen, sondern den Menschen, auf den er es sehr viel mehr abgesehen hat als auf den Literaten.

Broder will in Fried einen treffen, der anders ist als er selbst, der eine andere Geschichte gehabt hat und andere Konsequenzen aus seiner Geschichte gezogen hat. Fried hat den mörderischen Antisemitismus der Nazis, die seinen Vater umgebracht haben, erlebt, er hat sich aus dem besetzten Österreich gerettet; seine Flucht vor der braunen Pest war allerdings nicht so melodramatisch inszeniert wie Broders unheimlich schwacher Abgang nach Jerusalem. Was Fried nach England mitgenommen hat, ist ein Stück Identität, die eines assimilierten Juden, der sich aus dem deutschen Kulturzusammenhang nicht deswegen verabschiedet hat, weil diejenigen, die zwölf Jahre lang bestimmen wollten, was deutsche Kultur sei, ihn für minderwertig und artfremd hielten. Mit so einem Juden, von dem er annimmt, daß Nichtjuden ihm unbefangen gegenübertreten könnten, kann Broder nichts anfangen, weil er, Broder, Identität nicht hat, sondern verzweifelt sucht, und Unbefangenheit mit der Unterdrückung von Schuldgefühlen verwechselt.

Diese Fremdheit wird nicht dadurch erleichtert, daß Fried, wieder im Gegensatz zu Broder, Antizionist ist und sich der Linken zuordnet, denn ein jüdischer Antizionist muß ihm schlimmer erscheinen als ein nichtjüdischer, und besonders schlimm, seit einiger Zeit, ein linker jüdischer Antizionist, der die Diaspora dem jüdischen Staate vorzieht. Broder will den jüdischen Juden, er will nicht, was Isaac Deutscherden nicht-jüdischen Juden genannt hat, der, um Broder zu beruhigen, nicht aufhört, Jude zu sein.

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Fried hat im Zusammenhang mit den Protesten gegen Fassbinders Frankfurt-Stück gesagt, diejenigen, die da protestiert hätten, seien zum größten Teil keine deutschen Juden gewesen, sondern sogenannte displaced persons – ein schlechtes Argument, das nichts verdeutlicht als die Schwierigkeiten, die Juden verschiedener Herkunft miteinander haben und gehabt haben. Ein Argument zu dem, dessen sich die deutschen Antisemiten bedient haben, seit es einen politischen Antisemitismus gibt. Dieser Satz muß Broder – und nicht nur ihn – tief verletzt haben.

So kommt eins zum andern. Fried, so scheint es Broder zu sehen, hat etwas gegen die in der Bundesrepublik gestrandeten Überlebenden der deutschen Vernichtungslager, er hat etwas gegen Israel – da wäre es nur natürlich, wenn er auch etwas für die Feinde der Juden und die Feinde Israels hätte. Schon wird er fündig, denn Fried hat sich mit Leuten und auf Leute wie den Österreicher Friedrich Peter oder den Deutschen Michael Kühnen eingelassen. Allerdings kaum aus Zuneigung für alte oder neue Nazis, sondern aus einer kaum nachvollziehbaren Hoffnung, daß der Einzelne überzeugt und damit gerettet werden könne, und aus der Überzeugung, daß man das Vorurteil zunächst in sich selbst bekämpfen müsse. Fried hat nicht, wie Broder uns weismachen möchte, im BBC antikommunistische Propaganda getrieben, sondern versucht, die DDR zu verstehen. Er hat immer versucht, den anderen zu verstehen, und wenn Broder den Roman »Der Soldat und das Mädchen« gelesen hätte, hätte er auch vielleicht Fried ein wenig besser verstanden, was ja nicht heißt, daß er dessen kaum vernünftigen Glauben an das Gute im Menschen hätte teilen müssen.

Statt also zu verstehen, projiziert Broder, aus Unverständnis. Frieds Eingehen auf Leute, auf die man besser nicht einginge, hat nicht das Geringste mit bewußten oder unbewußten Wünschen zu tun, beim nächsten Aufräumen verschont zu werden, und sein Eingehen ist auch keine vorbeugende Anbiederung eines Opfers bei den Tätern. Das sind nichts als Unterstellungen eines vollkommen anders sozialisierten Menschen; es sind Denunziationen

Konkret 06/87, S. 39

Magazin

RADIKAIAUER

Von Winfried Thomsen

Auch ein AKW wird ja mal ein Leck-out haben dürfen.

Wann rengerneriert sich die SPD?

Nichts gegen den Raucher-Pfennig.
Ich atme sowieso lieber Diesel.

Die SPD nennt die Grünen pubertär. Sie selbst hat schon alles hinter sich.

Wer ein Stück vom Erhebungsbogen abschneidet,
begeht Sachbeschädigung.
Es lebe die Neutronenbombe,

Die SPD will keine zahn- und bißlose Opposition sein?
Dank an Corega-Tabs.

Welchen Geschlechts sind Volkszählungen?
Zimmermännlich.

CLINT FOR GOVERNOR?

Das DDR-Blatt »Wochenpost« spekuliert mal eine Runde in die Zukunft hinein »Am kalifornischen Horizont tauchte inzwischen ein neuer Star auf Clint Eastwood. Er ist Held zahlreicher Western-Filme und aus diesen Streifen allgemein als 'Dirty Harry' ('Schmutziger Harry') bekannt und beliebt. Er gilt als Draufgänger, ist populär, reich und konservativ und wurde kürzlich unter dem Gaudi aller Beteiligten zum Bürgermeister der Gemeinde Carmel gewählt. In den Souvenirläden Carmels werden seither T-Shirts zum Preise von 12,95 Dollar mit der Inschrift 'Clint Eastwood for President' angeboten. Wie das recht gut informierte Nachrichtenmagazin 'U.S. News & World Report' mitteilte, prüfen die Konservativen ernsthaft eine Kandidatur Eastwoods. Und wenn nicht gleich Präsident, so mutmaßt die Zeitschrift, warum nicht erst einmal Gouverneur von Kalifornien? So begann bekanntlich auch die politische Karriere eines anderen Schauspielers, des gegenwärtigen amerikanischen Präsidenten.«

ALLES TEURER

Vierteljährlich berichtet die Bundesregierung über außerplanmäßige Ausgaben des jeweiligen Quartals. Unter der Rubrik »Vermischte Verwaltungsausgaben« heißt es »Gestiegene Kosten insbesondere für Dolmetscher und die Beförderung zurückzuschiebender Ausländer infolge des starken Zustroms von Asylsuchenden und vermehrter Zurückschiebung mittelbarer Ausländer«. Kostenpunkt – statt der veranschlagten 450 000 nun zusätzlich 811 074DM.

WENIGER SPRACHKURSE

Im Haushaltsentwurf der Bundesregierung für das Jahr 1987 wurden die Mittel für die Durchführung von Sprachkursen für ausländische Arbeitnehmer und ihre Angehörigen um fast 15 Prozent gekürzt. Nach Ansicht des DGB erweisen »sich die

Integrationsbeteuerungen der Bundesregierung dadurch immer mehr als reine Lippenbekenntnisse«. Noch im Juli vergangenen Jahres hat die Bundesregierung bei der Vorstellung ihres Berichts »Zur Stellung der deutschen Sprache in der Welt« im Bundestag behauptet, daß ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache eine wesentliche Voraussetzung für die berufliche und soziale Integration ausländischer Arbeitnehmer und ihrer Angehörigen seien .

KLAPPE ZU

Die norwegischen Sozialdemokraten zeigten – wenn man einer Meldung im »Neuen Deutschland« vom 30.3.87 vollwörtlich Glauben schenken will – wie man mit einem Parteitag umgeht, wenn er nicht so verläuft, wie es sich die präsidiale Inszenierung vorgestellt hat. Man schließt den Laden und wartet auf bessere Delegierte:

(Abdruck eines Zeitungsschnipsels)

COITUS ERGO SUM?

Lateinisch ist nicht mächtig genug. Die neue vatikanische Instruktion der Kongreation für die Glaubenslehre über die Methoden der menschlichen Fortpflanzung bereitet den vatikanischen Übersetzern so arge Schwierigkeiten, daß sie wahrscheinlich das erste wichtige Vatikan-Dokument sein wird, das nicht in der offiziellen Sprache des Kirchenstaats, dem Lateinischen, erscheinen wird, weil in der Instruktion so viele technische und medizinische Ausdrücke (pfui!) enthalten sind, die sich einfach nicht übersetzen lassen. Als offizieller Text gilt nun die italienische Version.

ACHTUNG UMFRAGE!

Bei einer Umfrage vor einem Jahr, unmittelbar noch dem Unfall im Atomkraftwerk bei Tschernobyl, stimmte jeder dritte Bundesdeutsche für eine Stillegung der Atomkraftwerke. Nun, ein Jahr später, erhofft sich das Deutsche Atomforum bei der Bevölkerung eine gestiegene Sympathie gegenüber Atomkraftwerken und hat deshalb bei den Allensbacher Demoskopen eine neue Studie zur Atomenergie in Auftrag gegeben. Das Ergebnis dieser Umfrage soll Anfang Juni bei der Jahrestagung für Atomtechnik in Karlsruhe präsentiert werden. Dürfen wir gespannt sein?

DER GENOSSE VON DER ARMY

Der Genosse ist gar keiner, sondern tut nur so, auf Befehl. Als verkleideter Rotarmist bereist Tom Glaser Schulen im US-Bundesstaat Texas und klärt Schüler im Rahmen eines »Projekt Konfrontation« über »offizielle sowjetische Politik« auf. Wenn die Schüler nach einer solchen Propaganda-Aktion ihren patriotischen Gefühlen freien Lauf lassen und sauer werden, fragt Genosse Glaser ganz neutral »Wenn Euch Euer Land Leben und Freiheit gewährt, wäre es dann nicht Eure Pflicht, Euer Land zu verteidigen?« Genosse Glaser kann noch solchen Aktionen Erfreuliches feststellen und nach oben melden: »Viele Schüler sind begeistert von der Idee, sich freiwillig zu melden.« Das kann die Army aber auch erwarten, denn immerhin hat sie 6 000 Dollar ausgegeben, um Tom Glaser und einen Mit-Kambattanten als Rotarmisten auszustaffieren.

JOHN WAYNE VS. RONALD REAGAN

Der Westernhaudegen John Wayne hatte sich mit seinem Hollywood-Weggefährten Ronald Reagan in der Panama-Frage gründlich überworfen. In einem ärgerlichen Schreiben riet Wayne seinem Schauspielerfreund, damit aufzuhören, »Blech« zu reden. »Wenn Du weiterhin mit diesen irreführenden Bemerkungen (über die Kanalverträge) hausieren gehst (...), wird man Dir nachweisen, daß Du in der Kanal-Frage überhaupt nicht jenen Durchblick hast, wie Du behauptest, – oder Du stellst Dich besonders blöd an, wenn's darum geht, zu lesen, was darin deutlich geschrieben steht«, wetterte Wayne und schickte Ex-Präsident Jimmy Carter eine Kopie des geharnischten Briefes.

Der Brief gehört zu einer Sammlung von insgesamt sechs Millionen Dokumenten, die jetzt in der Carter-Bibliothek einzusehen sind. Die Kanalverträge gehören zu den wenigen Fragen, in denen der konservative Westernschauspieler und aktive Wahlkampfhelfer der Republikanischen Partei mit Reagan nicht übereinstimmte. Wayne starb 1979. Vor seinem Tod schrieb er Reagan »Es hat mich einige Mühen gekostet (. . .) den Leuten klar zu machen, daß all diese alarmierenden Behauptungen, die Du da aufstellst, unwahr sind. Aber ich werde Dir, verdammt noch mal, Punkt um Punkt aufzeigen, wo Du die Leute hinters Licht führst«.

Ein Juwel

In Columbus (US-Bundesstaat Georgia), so berichtet jüngst das »Neue Deutschland«, »zählt das Haus des Juweliers V.V. Vick zu den renommiertesten Geschäften. Fünf adrette Verkäuferinnen bedienen hier die verwöhnte Kundschaft. Ihr Chef, ein modisch gekleideter Mann mit Stirnglatze, Doppelkinn und wässrigen Augen hinter der Goldrandbrille, bewegt sich unauffällig im Hintergrund. Er spricht gedämpft, wenn er hin und wieder zum Telefonhörer greift, oder lächelt freundlich, sobald er eine Anweisung trifft. Niemand würde vermuten, daß es sich bei dem nur 1,60 Meter großen Geschäftsführer der Firma um den früheren Leutnant William Calley jr. handelt.« Am 16.3.1968 war Calley nicht so zurückhaltend. Seine Kompanie befriedete in Vietnam die Ortschaft Son My, die von den Besatzern als My Lai bezeichnet wurde. 507 Menschen wurden an diesem Tage gekillt. Am 5. September 1969 erhob die US-Militärjustiz gegen Calley Anklage wegen vielfachen Mordes, der Prozeß begann im November 1970, Calley wurde für 22 Morde zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Die Army reduzierte das Strafmaß auf 20 Jahre. Heeresminister Callaway halbierte das Strafmaß dann noch einmal und schließlich ging Calley noch dreieinhalb Jahren Haft als freier Mann nach Hause, kaufte sich in Columbus von seinen Interview-Honoraren ein ordentliches Haus und heiratete die Tochter des wohlhabenden Juweliers Vick. So geht's.

FRISCH UND FRÖHLICH ANS WERK

Ulrich Schamoni, der ja immer noch von einigen für einen Filmemacher gehalten wird, über Inhalte und Funktion des von ihm in Westberlin betriebenen Privatradios und hier besonders über die Struktur des Musikteppichs für das Morgenmagazin zwischen 6 und 9 Uhr in der Frühe: »Ich bin dagegen, daß man eine ganz harte Playliste macht. Man muß auf den Tag, auf die Stunde eingehen. D. h. man muß sich mit einer kleinen Crew aktuell auf den Tag hin einstellen, um den Leuten ein gutes Feeling beizubringen, wenn sie aufstehen. Statt ihnen alle Greulichkeiten der Welt um den Kopf zu hauen, daß sie am liebsten gleich im Bett bleiben wollen – so ist es doch, wenn man morgens die Öffentlich-Rechtlichen hört.« Sagt Schamoni in einem Interview mit »medium«. Er selbst über sich »Wenn man die Leute gut draufbringen will, muß man selbst gute Laune haben.«

ES HAT GEKLAPPT

Als Jean Marc Reiser, bitterböser französischer Karikaturist, im Alter von l8 Jahren für das Magazin »Hara-Kiri« seine ersten Zeichnungen machte – 1960 schrieb man damals – prophezeite er allen, die es hören wollten oder auch nicht mehr hören konnten, daß eines Tages noch eine Schule nach ihm benannt sein werde. Nun, da Reiser vier Jahre tot ist, kommt es so, wie er es vorhergesehen hatte Die Berufsschule in Longlaville wird seinen Namen tragen.

FUSSBALLER

Toni Schumacher ist ein Dummkopf und eine Pfeife dazu. Deshalb hatte er nicht auch noch »Anpfiff« {Droemer Knaur, 256 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 28, – DM) auf seinen Namen schreiben lassen müssen. Denn das war schon vorher bekannt. All der Quark über Doping, cleane Mädels für die Trainingslager, Beckenbauers Bekloppheit und Breitners Bierdurst – geschenkt. Wie spannende Bücher über den Fußball aussehen könnten, das läßt sich in Jaume S. Sabartés »FC Barcelona – Zwischen Sport und Politik« (Verlag Loibl & Frey, 192 Seiten; Abbildungen, 19,80 DM) nachlesen. Der Autor schildert die Entwicklung des Vereins zwischen 1939 bis 1981 nicht als reine Sportgeschichte mit jenen unsäglichen langweiligen Auflistungen über Mannschaftsaufstellungen, Torschützen (rechtslinks-Kopf} bis hin zur Länge der Stollen in diesem oder jenem Spiel, sondern stellt vor allem dar, welche Auswirkungen die Diktatur des Franco-Regimes speziell auf das Vereinsleben des FC Barcelona hatte und welche Rolle dieser Verein, der über viele Jahre hinweg nicht gegen Real Madrid gewinnen durfte, für die katalanische Identität während und noch Franco bewies. Als Barcelona 1974 in Madrid überaus deutlich mit 5 0 siegte, da war das nicht nur ein Kantersieg, sondern zugleich auch eine politische Demonstration. Manuele Vazquez Montalban »Barça ist ein Identitätszeichen des katalanischen Volkes; und der in ganz Spanien wiedererstarkte Antizentralismus sucht überall nach Identitätszeichen, egal wie und egal welcher Art.« Und Schuster? Der ist einfach zu blond in der Gesinnung zusammen mit seinem Freund Toni, dem aus Köln.

GODARD IM DRITTEN:
VERFICKT NOCHMAL

Mutter Maria schütze mich vor feministischen Übergriffen. Aber es muß gesagt werden. Aus ganz bestimmten Gründen. Ansis Nin hat nicht nur wegen des reinen Mammons über das – Tschuldigung – »Ficken« geschrieben, sondern es auch richtig, also echt, betrieben. Das kann man/frau jetzt ruhig wissen. Irgendsoein Bücherjournal im Dritten der Nordkette präsentierte ihr Büchlein »Henry, Julie und ich« und immer wieder kamen dabei diese, na, diese Sachen vor, über die auch vor der Kamera ganz unverblümt gesprochen wurde wie sie mit ihm rummachte, der ihr dann für das »Delta der Venus« attestierte, es sei »poetisch und pornographisch, sinnlich und sensibel, ein schamlos schönes Buch.« Der Zufall wollte es, das tags zuvor – es war ganz präzise der 8. April – etwa zur nämlichen Stunde im gleichen Sender Godards »One plus One« gezeigt wurde, dieser wunderbar chaotische Versuch über Pornographie und Totalitarismus mit der Musik der Rolling Stones. Es war nicht auszuhalten. Was jenen, die den Film das erste Mal sahen, vielleicht noch als ein besonders blöder Geniestreich Godards galt – ein leicht wabernder Brummton, der die Stimme des Erzählers stellenweise unter sich begrub – war tatsächlich nichts anderes, als stellenweise Zensur, mit der etwa eine Stelle wie diese unkenntlich gemacht wurde »Als ich den Deckel hob, sah ich Elizabeths fetten, weißen Hintern, auf den Sir Lyndon Johnson einen Film von Andy Warhol projizierte.« Oder »Von Liebe haben sie keine Ahnung. Es ist, als wollte man versuchen eine Kobra zu ficken. Ich liebe ihre Haut, ihre so sanfte geschmeidige Haut. Es ist eine Lust, sie zu lecken, als ob ihr Fleisch aus den Poren flösse. Ich bete die Weiße an. Ich liebe sogar ihre schmutzige Unterwäsche.« Das sind Cleavers Worte. Und, Wahnwitz, in einer Szene gibt es eine Wechselrede zwischen Schwarzen. Der eine schreit ständig »Mutter«, der andere jenes ergänzende Wort, damit aus der »Mutter« ein »motherfucker« wird. »Ficker«war nicht zu hören, nur »Mutter«. (Deshalb die »Maria« ganz oben).

Lehrt das was? Nein. Das ist Fernsehen hierzulande. Wer die vollständige Textfassung von »One plus One« lesen will, der muß das Heft 1/1970 der längst schon eingegangenen Filmzeitschrift »Fernsehen + Film« auftreiben. Dort ist sie abgedruckt, vollständig. Und in »Filmkritik« (3/1970) hat Wilhelm Roth bereits anläßlich der ersten, ebenfalls zensierten Ausstrahlung dieses Godard-Filmes im bundesdeutschen Fernsehen klipp und klar belegt, daß Heinz Ungereit, der damals die Zuschauer auf den Sirenenton vorbereitet und mit der Erklärung beschwichtigt hatte, daß aus rechtlichen Gründen einige Namen von Persönlichkeiten des öffentlichen Rechts hätten unkenntlich gemacht werden müssen, nicht nur Lügner, sondern auch, verfickt noch mal, Duckmäuser sei.

Wo, so fragte Roth seinerzeit, »möchte ich wissen, beginnt Zensur, und wie nennen die ARD-Filmredakteure die Bearbeitung, die sie 'One plus One' angedeihen lassen mußten.« Besonderer Scherz bei der jetzigen Ausstrahlung des Filmes: In einigen Programmzeitschriften war eine »Originalfassung mit Untertiteln« angekündigt.

Paul Lukas

BEAT ARPATHEID

Für die DGB-Jugend veranstaltet das junge forum Recklinghausen ein antirassistisches Solidaritätsfestival mit dem Titel »Beat! Apartheid«, das vom 9. bis 20. Juni mit zwölf Stationen im Bundesgebiet und in Westberlin auf Tournee geht. Beteiligt sind die Gruppen Orchestra Marrabenta Star de Mocambique (Mosambique), The Kalahari Surfers (Südafrika) und Stella Chiweshe & The Earthquake (Zimbabwe). Die Termine: am 9.6. in Stuttgart im Gustav-Siegler Haus, am 10.6. in Hannover im Pavillon, am 11.6. in Hamburg in der Fabrik, am 12.6. in Westberlin im Tempodrom, am 13.6. in Düsseldorf in der Uni-Mensa, am 14.6. in Kassel im Musiktheater, am 15.6. in Bielefeld im PC 69, am 16.6. in Recklinghausen im Flexi, am 17.6. in Wuppertal in der Börse, am 18.6. in Mannheim, am 19.6. in Saarbrücken in der Uni-Aula und am 20.6. in Frankfurt im Grüneburg-Park.

FRAUENATLAS

Erst einmal Freude: Nur ein Jahr nachdem bei Pan Books (London & Sidney) Joni Saeger und Ann Olson ihren Atlas »Women in the World« vorgelegt haben, gibt es jetzt bereits als großformatiges Taschenbuch bei Fischer eine Übersetzung: »Der Frauenatlas – Daten Fakten und Informationen zur Lage der Frauen auf unserer Erde« (Fischer Taschenbuch 4558, 128 Seiten, zahlreiche Karten und Schaubilder, 19,80 DM). In diesem Atlas, so die Herausgeberinnen, »gehen wir nicht nur der Frage nach, was zwischen Frauen und Männern geschieht (und zwischen Frauen untereinander), sondern auch, wo es geschieht. Wir glauben, daß diese geographische Komponente wichtig ist. Kartographiert man die Welt der Frauen, zeichnen sich Muster ab, die in Statistiken und Berichten gewöhnlich nicht zum Vorschein kommen.« Deutlich. Sehr deutlich sogar. In beiden Ausgaben.

In der deutschen – und das ist nur das Ergebnis einer kleinen Stichprobe – ist in der dem Atlas beigegebenen Ländertabelle dagegen einiges sehr schief gelaufen. Zwar sind auch einige Fehler der Originalausgabe korrigiert – insgesamt hätte es danach 102 Prozent Erwerbstätige in der DDR geben müssen (Es darf gelacht werden!) – aber dafür sind in der Rubrik »Jahr der Erteilung des Frauenwahlrechts« einige unbeschreibliche Blödheiten drin Etwa Ägypten 1929 oder DDR 1915

oder die BRD 1947. Wenn die zweite, überarbeitete Auflage dann erscheinen sollte – was zu hoffen ist – , dann wird das Werk wohl erst rundum gelungen sein.

STÖRFALL

Sehr zurückhaltend reagierte bisher die Literaturkritik in der DDR auf den neuen Band von Christa Wolf, »Störfall« (siehe auch KONKRET 5/87). Während sich die Zeitschrift »Sinn und Forum« (Heft 2/87) geschickt mit einem Abdruck aus der Affäre zog, der in etwa die ersten zwanzig Textseiten der Luchterhand-Ausgabe umfaßt, preschte das FDJ-Organ »Junge Welt« mit einer allerdings sehr behutsamen Kritik vor, die schon in der ersten April-Woche erschien. Dort heißt es »Beinahe minutiös folgen wir den Schritten der Ich-Erzählerin. Banale Gespräche, Mahlzeiten, Verrichtungen im Garten erscheinen plötzlich in neuem Licht; sie werden durchbrochen von Radiomeldungen und Telefonaten. Gedanken kreisen um die Möglichkeiten und Grenzen von Wissenschaft, denn an eben diesem Tag unterzieht sich der Bruder einer gefährlichen Tumor-Operation. Die Spannung, die das Warten auf deren Ausgang auslöst, überträgt sich auf den Leser. Und die Beunruhigung wirkt fort. Wenn diese Reflexionen mitunter auch ins Grüblerische geraten, begreiflich nur aus unerreichbarer Distanz zum Geschehen, so bleibt sich die Autorin doch treu. Gegen das Schweigen setzt sie das Schreiben. Beschwörend und mahnend. Das aktivierend, was sie als unerläßlich für den Fortbestand der Menschheit betrachtet: Gewissen und Phantasie. Weil es, wie Christa Wolf am Ende notiert, so schwer sein würde, 'von dieser Erde Abschied zu nehmen.'« Der »Sonntag«, die Zeitschrift des DDR-Kulturbundes, versucht zu retten was nicht zu retten ist und lobt schließlich doch nur den Gang den sozialistische Produktion nehmen kann »Es ist für mich aufregend gewesen zu sehen, welche Fülle von Gedanken Christa Wolf in ihr Erzählen hineingepreßt hat, ohne daß die Prosa sich auflöst oder an Dichte verliert. 'Störfall' wurde von Juni bis September 1986 geschrieben, der Aufbau-Verlag hat das Buch in der bei uns schnellstmöglichen Herstellungszeit herausgebracht, wir sollten das auch, wenn von Leistungen die Rede ist, als besonderes Ereignis herausstellen.« Die »Wochenpost« schließlich porträtiert gar doppelseitig Peter Hagelstein, den US-amerikanischen Erfinder des Röntgenlasers, den Wolf lang und breit vorstellt.

CAMEL u.a.

Der Münchner Filmproduktionsgesellschaft Bavaria ist es für den neuen Schimanski-Film »Zabou« gleichsam gelungen, Boris Becker alias Götz George mit adidas-Schuhen auf den Centre Court zu jagen. Denn während George in allzuvielen Anzeigen für Camel-Puschen durch die Lüfte hechtet, wird in diesem Film Schleichwerbung geschoben für Marlboro. Natürlich nicht allein. Daneben sind gut im Bild MCM, Ferrari, Jever Pils, Aspirin, Sinalco, Kleenex, Paroli und Nissan. Diese Produktionspartner sollen der Bavaria eine Million DM gebracht haben.

DAMENSPORTLERINNEN

»TEDDY PODGORSKI präsentiert MUSKELN AUF PAPIER – SPORT UND LITERATUR, Anthologie« (Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, 248 Seiten, Abbildungen, 31,90 DM) . Das ist wahrscheinlich die xte Anthologie zu dem Thema. Und immer wieder dieselben: Horvath, Soyfer, Valentin und Brecht und Torberg und Weinert und all die anderen Männer und nur eine einzige Frau, die zwar ein Stückchen beisteuert, in dem auch Fußball gespielt wird, aber eigentlich nur der alltägliche Rassismus Gegenstand ist. Oh, wie langweilig. Was?

HÜSKER DÜ

Die beste Band auf Erden? Vielleicht. Das beste Trio auf Erden? Mindestens. Die Rede ist von Hüsker Dü, drei US-Amerikanern, die vor sieben Jahren als Hardcore-Punk-Band begonnen. Inzwischen ist Punk nur noch eine, wenn auch elementare Komponente im Hüsker Düschen Konzept. Die aktuelle Doppel-LP »Warehouse Songs And Stories« (WEA 925544-) zeichnet sich durch eine Melodienvielfalt aus, die man vorher nur von Platten der Beatles oder Byrds kannte. Deren »Eight Miles High« »modernisierten« Hüsker Dü bereits 1984, »Helter Skelter« von den Fab Four folgte zwei Jahre später. Wo sich so »Punk und Beatles treffen«, erfährt man am 9.6. in Bochum (Zeche), 10.6. in Hamburg (Knopf's Music Hall), 11.6. in Frankfurt (Volksbildungsheim), 12.6. in München (Alabama-Halle) und am 14.6. in Wien (Messeplatz Haller) .

WAS RUFT?

»Das Kino ruft«? Darauf lassen wir uns gar nicht ein. Denn Harenberg, der in seiner Reihe »Die bibliophilen Taschenbücher« unter dem obigen Titel ein Bändchen zu Filmanzeigen – nicht unspannend, das Thema, eigentlich – vorlegt, leistet sich allerdings auch den Schabernack, offenbar Remittendenexemplare als Rezensionsexemplare zu verschicken, denen schon mal ein paar Seiten fehlen. Vielleicht will der Verlag auch nur abschecken, ob die Rezensionsexemplare auch als solche genutzt werden. Nun heißen wir nicht Raddatz und überhaupt: Das geht so nicht. Nicht bei uns.

Konkret 06/87, S. 44

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Genau weiß ich es auch nicht, warum die Leute einen großen Bogen ums gehobene Kino, das Programmkino machen, wenn da ein deutscher Film läuft, aber ich denke mir, das liegt an der ekligen Beziehungskiste zwischen dem Herrn Text und dem Fräulein Bild. Der Dialog ist in diesen Filmen nichts anderes als ein übler Macho, der das Bild terrorisiert, es sich gefügig gemacht hat und sich seiner nach herrschaftlichem Belieben bedient. Und das Bild rächt sich auf seine, für den Zuschauer stets unschöne Weise: es wird fade und steril **(»38«),** oder es wird zickig und prüde und straft den Text Lügen **(»Tommasu Blu«).** Wenn dann noch eine repräsentative Literaturverfilmung auf staatstragende Weise Vergangenheit bewältigen will – wie der Film »38« von **Wolfgang Glück** – dann rate ich jedem, ins nächste Schachtelkino zu laufen und lieber die US-»**Schwarze Witwe**« anzusehen, wenn man mitkriegen will, wie man die Straights der Macho-Gesellschaft angeht und dabei auch noch seinen großen Spaß hat. Aber der Reihe nach.

»38« in Wien. Die Schauspielerin Carola, ein Kind unter dem Herzen, reist mit der Dampfeisenbahn ob. Die Juden sinnen auf Flucht. Lover Martin, Journalist, bleibt zurück, um der Gnädigen Frau sein Herz auszuschütten. Dann fährt auch er nach Prag, mit dem Taxi . – Regisseur Wolfgang Glück verfilmte das Buch »Auch das war Wien« von Torberg, womit für eine nichtendenwollende Flut von Dialogen auf Basic German gesorgt ist. – Die Bilder sagen etwas anderes propere, nostalgische Kostüme, eine Modenschau den lieben langen Film hindurch. Sie suggerieren ein geheimes Einverständnis mit dem Österreich von 1938. Waren die Leute toll angezogen! Was für schnieke Uniformen hatten doch die Braunen damals! Selbstredend war es anders gedacht. Die Vergangenheit wird nicht bewältigt, sondern gefeiert. Und prompt wurde »38« als bester Auslandsfilm für den Oscar nominiert. Was wiederum heißt, daß die Gelder der österreichischen und der bayerischen Filmförderung ihren staatspolitisch wertvollen, nämlich repräsentativen Zweck erfüllen.

Eine Literaturverfilmung, aber auf akademischem Level, ist auch der Film des TV-Profi **Florian Furtwängler: »Tommasu Blu«. –** »Ich will wieder Ziegen in den Arsch ficken«, beschließt Fabrikarbeiter Tommasu. Doch wird er infolge humanistischer Bildung der Drehbuchautoren ein Hund, der durch Weingärten streunt. Und da Hund auf griechisch »Kyon« heißt, scheckt der gebildete Zuschauer mühelos, daß Tommasu ein Kyniker ist. Das mit dem ; Hund stand zwar nicht im Roman »Tuta Blu« des ;;Arbeiterdichters Tommaso Di Ciaula (»Der Fabrikaffe und die Bäume«), dafür aber bekommen die gar nicht intellektuellen autobiografischen Aphorismen des Arbeiterdichters im Film einen akademischen Touch . Und die Bilder dienen wieder einmal dem vorgeblich höheren Zweck, die Wortmetaphern zu illustrieren. Tautologien ohne Ende. Die Dialoge sagen alles vorher an. Nun ist es doppelgemoppelt, sehr elegant, sehr geschmackvoll, gehobenen Ansprüchen genügend. Die Bilder sagen: Bei uns gibts keine Scheiße. Das wird dem Produktionsbeteiligten recht sein: wieder ist es der Bayerische Rundfunk. Der Text wird jedoch auch hier von den Bildern widerlegt; sie fügen sich nicht mehr dem Diktat der Dialoge. Und in letzteren gehts grade darum, daß hier alles Scheiße ist und nichts als das. – Im Filmbild stürtzt die regressive Aggressivität des Textes ab. Was ist nun mit dem Macho-Motz des Arbeiters? »Die Frau hat das Loch, die Leere, sie ist innen hohl. Der Mann hat die Fülle. Und wenn die Fülle in die Leere dringt, ist die Welt vollkommen, und es läuten alle Glocken. Fotze, Fotze, Fotze... Schwanz, Schwanz, Schwanz... Haare, Haare, Haare... Arsch, Arsch, Arsch... Titten, Titten, Titten«. Dazu die undefinierbare, jedenfalls prätentiöse und kitschige Musik **Peer Rabens**: Musik und Bild haben sich vor der radikalen Sprache geniert. Ein zickiger Film (aber **Alessandro Haber** spielt toll).

Da lob ich mir den neuesten US-Unterhaltungsfilm »**Die schwarze Witwe**« von **Rafelson**. Hier läßt sich das Bild von den Dialogen der Krimigeschichte gar nichts sagen, im Gegenteil: Die Bildgeschichte wird zur Hauptsache und erzählt ihr eigenes Ding.

Die Beziehungen zwischen den beiden hat Spiel bekommen, und das gilt jetzt sowohl für das Verhältnis von Herrn Text und Fräulein Bild wie für das Verhältnis der beiden Frauen untereinander, womit genauer gesagt die junge Kriminalbeamtin und die schöne Kriminelle gemeint sind. Der große Unterhaltungsfilm »Die schwarze Witwe« bedient voll die Klischees des Kriminalfilms, aber dies mit Lust & Laune und allerlei Attraktionen und unterschwelligen Ambivalenzen. Die Dialoge halten sich auffällig zurück. Aber übers Bild stellt sich eine knisternde Beziehung zwischen den Frauen her. Die Instinkte der kriminellen Witwe melden, daß jemand hinter ihr her ist; die Polizistin wittert die Fährte. Doch bevor die beiden Frauen ein Paar werden, einerseits, oder sich darüber verständigen, wer wen in der Gewalt hat, andererseits, – bevor also diese delikate und durchaus spannende Frage beantwortet ist, müssen die Störfaktoren beseitigt werden: die Männer. Fiese Machos in der Behörde. Blasse Softies privat. Typische Nebenrollen, grade gut genug, um gekillt und ausgenommen zu werden.; Die Frauen werden Freundinnen, jedenfalls einerseits. Die Polizistin teilt die Garderobe mit der anderen, auch ihren Liebhaber, und erfreut sich der Annehmlichkeiten der Identitätsvermehrung. – Das hat Klasse, sozusagen Highsmith-Format. Aus dem »Jungen, der Ripley folgte« ist in diesem Film die Junge geworden, die der schwarzen Witwe folgte.

Ganz zuletzt, angepappt, wirds doch noch moralisch, denn Crime doesn't puy, aber darum gings nicht. Denn es fehlt das, was den US-Film sonst so ätzend macht. Zum Beispiel die banalen Psycho-Dialoge, in denen die Motive der Protagonisten/innen wegdiskutiert und bereinigt werden müssen. Nein, »Die schwarze Witwe« funktioniert übers Bild, und das ist die überfällige Antwort auf die Gradlinigkeit der Macho-Gesellschaft. Der Film ist nix für die Straights, und das eben ist die Freude am Spaß.

Konkret 06/87, S. 46

Matthias Altenburg

Bücher

Der Essay ist ein schönes Genre. Er darf, was der Roman nicht kann, was die Wissenschaft nicht darf. Daß auch das schönste Genre auf den Hund kommen muß, wenn eine Autorin – nicht ganz so schnell wie rororo-aktuell, aber immer noch ziemlich fix – versucht, ihre Gefühlslügen für nix als die Wahrheit zu verkaufen, zeigt uns der jüngste **Störfall** von **Christa Wolf** (siehe auch KONKRET 5/87) . Dabei hieß es noch auf der diesjährigen Leipziger Buchmesse, daß die Qualität das einzige Kriterium sei, das entscheide, ob ein Buch in der DDR erscheinen dürfe oder nicht. Dieses ist erschienen. Aus den Jahren, als die Dichterin ihre Sinne noch besser beisammen hatte, stammen die Essays, Aufsätze, Reden und Gespräche, die jetzt bei Luchterhand als Sammlung erschienen sind (**Die Dimension des Autors, DM 48,-)**

Rechtzeitig zum Berliner Jubelfest hat Insel ein Buch – ebenfalls einen Essay – übersetzen lassen das nicht so recht zu den Feierlichkeiten passen will: **Andrej Belyj, Im Reich der Schatten (DM 28,--).** Von 1921 bis 1923 war der Russe in Berlin und hat dort die Augen und die Ohren aufgemacht. Was er sah und hörte, war eine Stadt, die im Foxtrottrhythmus dem Kollaps entgegentanzte. Unter der glänzenden Oberfläche nimmt er die Metropole der Golden Twenties als den braungrauen Hort des paralysierten Bewußtseins ihrer Bewohner wahr »Berlin ist ein organisierter, systematisch in die Realität umgesetzter Alptraum.« Belyj hat daraus die Phantasmagorie des Schreckens gemacht, das Bild einer Stadt, in der jede Bewegung den Prozeß der Verwesung beschleunigt. Der Autor steht daneben und ruft »Schneller, schneller.« Freilich, er wünschte einem Ort den Tod, in dem er seine Geliebte verloren hatte. Zurück in Moskau sieht er zerlumpte Menschen, »aber Menschen«.

Der sowjetische Lyriker Jewtuschenko verzieh kürzlich der Jugend seines Landes, daß sie sich für den Dichtersänger **Wladimir Wyssotzkij** mehr begeistere als für Puschkin. Eine Auswahl von Wyssotzkijs Liedern ist jetzt auch hier zu haben (**Wolfsjagd, Neue Kritik, DM 24,»-/gleichnamige MC, DM 19,80**) . Wyssotzkij war nicht Villon, war nicht Rimbaud, er war Hamlet. Er war kein Neuerer der Formen, aber er hat Gaunerlieder gesungen, deren Sprache weit entfernt war vom offiziellen Kaderwelsch. Nein, es heißt, er sang seine Lieder nicht, er führte sie vor. Und wenn es stimmt, was im Vorwort des Buches steht, daß der Autor ein Volkssänger war, wenn diese Formulierung nicht leichtfertig gewählt ist, verdammt, ja, dann ist von diesem Volk noch manches zu erwarten. Liest man Belyj, hört man Wyssotzkij, dann begreift man, daß Gorbatschow nicht der liebe Gott und Glasnost nicht der Pfingstsegen ist, daß jetzt bloß der Sozialismus eine Entwicklung nimmt, die schon lange vorbereitet wurde. Wir hingegen haben andere Sorgen.

Rainer Marwedel, beispielsweise, hatte die Sorge, seine **Biographie Theodor Lessings (Luchterhand, DM 46**,--) und eine Auswahl der kleinen Schriften des jüdischen Philosophen **(Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte, Luchterhand, DM 22,80**) zu finanzieren. Das hannoversche Wissenschaftsministerium lehnte die Förderung dieser Arbeiten ohne Begründung ab. Liest man Lessings Lebensgeschichte, so kann man sich die Gründe denken: 1872 in Hannover geboren. Glücklose Kindheit unter der Fuchtel eines tyrannischen Vaters. Schulversagen. Abgebrochene Lehren. Lessing studiert, heiratet, vagabundiert, läßt sich scheiden. Lehrer in verschiedenen Landschulheimen. Vortragsreisen. Erneute Heirat. Er ist Schüler Maximilian Hardens, des deutschen Gegenkaisers, bleibt aber Kriegsgegner, als das Gros der deutschen Intellektuellen – und mit ihm auch Harden – sich dem wilhelminischen Imperialismus als Kopflanger und Kanonenfutter zur Verfügung stellt. Nach dem Krieg erhält Lessing eine Professur in seiner Heimatstadt Hannover, ohne daß man ihn verbeamtet. Er beginnt für das liberale »Prager Tageblatt« zu schreiben. Dort erscheint 1925 sein Porträt des Reichspräsidentschaftskandidaten Hindenburg, das eine antisemitische Hetzkampagne gegen den Hochschullehrer auslöst. Über Monate hinweg wird Lessing verfolgt, bedroht und in seiner Arbeit behindert, bis er schließlich auf eine weitere Lehrtätigkeit verzichtet. Durch längere Auslandsreisen entzieht er sich den fortwährenden Anfeindungen der Nationalsozialisten. 1933 geht er ins Exil noch Marienbad, wo er noch im gleichen Jahr von sudetendeutschen Faschisten ermordet wird. Welches Interesse sollte eine bundesdeutsche Universität an der Erforschung eines solchen Lebens haben? Es stimmt, Tucholskys Feuilletons waren besser, Benjamins Gedanken waren genauer. Lessings Arbeit ist interessant als Reflex seines Lebens, als Vorbereitung dieses Todes, der, wie Thomas Mann befand, »einem Lessing anstehen mag, aber nicht mir«. Im übrigen, so Mann, sei der Ermordete »einer Gesinnung mit seinen Mördern« gewesen. Die Skandalgeschichte dieses deutschen Dichters wird wohl noch zu schreiben sein. Marwedel wäre der richtige Autor dafür. Seine Lessing-Biographie liefert den stupenden Beweis für die Überlegenheit einer erzählenden Wissenschaft über die übliche akademische Verstiegenheit.

Profaner, aber ebenso elend wie Theodor Lessing starb der Schriftsteller **Wolfgang Maier.** Er erstickte im April 1973, nach einer durchzechten Nacht, an einem Stück heißer Fleischwurst. Als ich vor vielen Jahren beim Blättern in den alten »Akzenten« einige seiner Texte fand, bekam ich zum ersten Mal eine Ahnung davon, daß es eine Literatur geben kann, die sich der Wirklichkeit nähert, ohne auf sie hereinzufallen. Karl Riha hat jetzt in seiner Reihe **Vergessene Autoren der**

Moderne eine Auswahl von Maiers Gedichten wieder zugänglich gemacht. Sie sind, wie alle anderen Titel dieser Edition, für **2 Mark** in Briefmarken erhältlich (Universität Siegen, Reichweinstraße, 5900 Siegen).

Konkret 06/87, S. 50

Dieter Bartezko

Auf der Suche nach der verlorenen Stadt

Postmoderne Idylle nun auch in Ostberlin. Fürs Jubiläum wurde die Stadt gründlich repariert. Dennoch blieb manches vom urbanen Chaos der Metropole erhalten

Es war immer das gleiche: unmittelbar nach Verlassen des Grenzübergangs Bahnhof Friedrichstraße überfiel den Ankömmling die Trostlosigkeit der kriegsgeschundenen Stadt. Die deprimierende Ausstrahlung klaffender Bombenlücken, heruntergekommener Alt- und behelfsmäßiger Neubauten degradierte die Friedrichstraße zum schleunigst in Richtung Unter den Linden zu verlassenden Flur.

Bei geduldigerem Hinsehen vermochte die Szenerie jedoch zu fesseln: wie auf einer verschwommenen Fotografie begann in den Fragmenten die einstige Metropole widerzuscheinen, in der sich dann umso schärfer der Untergang der ehemaligen Reichshauptstadt abzeichnete, das Ende des von den Nazis zum megalomanen »Germania« vorbestimmten steinernen Berlin.

Die Wiederbebauung der Friedrichstraße, jenem einst »unverwechselbaren, attraktiven« Großstadt-Boulevard, ist nun ein Zentralpunkt des Bauprogramms zur 750-Jahr-Feier.

Am Anfang stand ein einschneidender Verlust: der Friedrichstadtpalast, das größte Revue-Theater der DDR, wurde 1984/85 wegen mangelnder Standsicherheit abgerissen. Das dem Bahnhof Friedrichstraße unmittelbar gegenübergelegene Bauwerk war ursprünglich Max Reinhardts »Theater der 5000« gewesen, das berühmte Berliner Große Schauspielhaus. Hans Poelzig hatte es 1918 durch den Umbau des ehemaligen Zirkus Schumann geschaffen; es wurde Haupt-Spielort des Massentheaters der Zwanziger Jahre, Schauplatz von Piscators Agit-Prop-Revue »Trotz Alledem«: Die Nazis zerstörten den überkuppelten Hauptraum als entartete Kunst. Die Foyers aber, die Wandelgänge mit ihren Stalaktiten-Pfeilern und die von mächtigen Rundbögen gegliederten Fassaden blieben erhalten. Restauriert hätte das Gebäude zu einem Denkmal der expressionistischen Moderne werden können, dem vor kurzem rekonstruierten funktionalistischen Bauhaus in Dessau durchaus ebenbürtig.

Als Ersatz erhebt sich seit 1985 einige Meter entfernt der Neue Friedrichstadt-Palast. Jugendstil-Zitate prägen die Erscheinung: Palmwedel-Pilaster gliedern die Fassade, dazu buntfarbene Glas-Prismen, ein ausladender Erker, der nachts weithin leuchtet. Daß dies alles aus Fertigbauteilen zusammengesetzt ist, erkennt man erst auf den zweiten Blick. Die Innenräume – vor allem die Foyers – bieten gemäßigt feierlichen Klassizismus, viel Dunkelrot und Gold, Lüster und Edelhölzer: das erste spektakuläre Beispiel postmodernen Bauens in der DDR.

Auch das bereits fertiggestellte untere Drittel der Friedrichstraße hat unter diesen Vorzeichen zur einstigen Erscheinung zurückgefunden. In Höhe des wiederhergestellten Schauspielhauses von Schinkel bestimmen renovierte Gründerzeitbauten das Bild, fügen sich Neubauten ein, die mit Erkern und Mansarddächern die historischen Formen zitieren.

Drei Gestaltungsmittel der Ost-Berliner Postmoderne fallen auf: Die Wiederkehr des für den Berliner Straßenraum typischen eineinhalbstöckigen Erdgeschosses mit Läden und Cafes, die zunächst verblüffende Formenvielfalt der durchweg angewandten Fertigbauweise und – und dies vor allem – der Rückgriff auf historische Motive.

Prototyp der neuen Bauform ist das »Grand-Hotel«, das zur Zeit alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Seine Fassadenfolgen beanspruchen zwei Seiten eines gesamten Quartierblocks. Die Schaufront befindet sich an der abgefaßten Ecke Friedrich-/Behrenstraße: ein hoher, korbbogiger Haupteingang, die Wandfelder mit sanft gekurvten Balkons werden von kannelierten Pilastern gerahmt, nach links und rechts wechseln Glaserker-Folgen, Arkaden, Baluster und Gitter – ein spartanischer Historismus alles in allem, dessen Vorbild das wilhelminische Berlin abgibt. Die Gestalter beziehen sich auf die Tradition der 1871-73 erbauten Kaiser-Passage, die bis zu ihrer Zerstörung im Krieg hier stand. Offene, sechsgeschossige Galerien werden die glasüberkuppelte Haupthalle des Hotels umgeben; eine elegante Freitreppe, Säulen, Kandelaber, roter Teppich und Mobiliar in den Formen der Gründerjahre sind hier vorgesehen.

Walter Benjamin beklagt in seinen Erinnerungen den verlorenen »Zauber der Lüster-Zeit, der Spiegel-Moden und des Plüsch-Comfort« im Viktoria-Café Ecke Friedrichstraße und Linden. »An seine Stelle... ist eines der lärmenden Luxuscafés von Neu-Berlin getreten.«

Gleichviel: in der wiederhergestellten Friedrichstraße stellt kaiserzeitliche Pracht das geschichtliche Pseudonym, und das ist – da diese architektonischen Neuauflagen so lärmend wirken wie Walter Benjamins damaliges Neu-Berlin – allemal irritierend.

Schinkel-Renaissance

Niemals ist Berlin fertig geworden. Immer bestand seine Stadtlandschaft aus Fragmenten. Im kriegszerstörten Bezirk Stadtmitte schlug dies ursprünglich vorwärtstreibende Moment in sein Gegenteil um: Aus den Teil-stücken immerwährenden Um- und Neubaus wurden die Bruchstücke städtebaulicher Rat- und Hilflosigkeit. Von Trümmern freigeräumte Brachflächen, dazwischen – mühsam sich behauptende Inseln – einige wiederhergestellte Denkmäler, notdürftig renovierte Altbauten, Ruinen. Alexanderplatz und Leipziger Straße, Ende der Sechziger Jahre in grobschlächtigem Funktionalismus errichtet, unterstrichen den Eindruck des Zusammenhanglosen; gigantische Implantate, die nicht mit dem übrigen Flickwerk verwuchsen. Die sorgsam restaurierte Pracht der Linden-Allee erschien in dieser Umgebung unwirklich wie ein Theaterprospekt.

Ihr beklemmendes Gegenbild bot der Platz der Akademie (früher Gendarmenmarkt) mit den ausgeglühten Kuppeln des Deutschen und Französischen Doms, dem bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannten Schauspielhaus Karl Friedrich Schinkels. Das Ensemble ist beinahe vollständig wiederhergestellt. Schon jetzt, während der Deutsche Dom noch eingerüstet ist, wird deutlich, daß der Stadt eines ihrer bedeutendsten Denkmäler zurückgewonnen wurde; eine Platzanlage, in der barocke und klassizistische Gestaltungselemente eine Symbiose eingegangen sind, Bauwerke, die staunenswert zwischen Monumentalität und Menschenmaß vermitteln. Dennoch ist kein störungsfreies Abziehbild einstiger Pracht entstanden: am Schauspielhaus inmitten der kristallin glitzernden ergänzten Wandpartien aus sandgelbem Kalkstein – weisen die brandgeschwärtzen Giebel-Skulpturen, sichtbar belassenen Einschußlöcher und Flickstellen auf die vorangegangene Zerstörung hin. Das Innere des Schauspielhauses dagegen präsentiert sich als Klassizismus-Kopie von geradezu penetranter Vollkommenheit. Das Gebäude ist zum größten Konzerthaus der DDR umgebaut. Vorbild der Neugestaltung war Schinkels Kammermusiksaal, der sich vor der Zerstörung in einem Seitenflügel des Bauwerks befand. Er füllt nun den Haupt-Trakt, eine überdimensionierte Kopie seiner selbst, prächtiger als Schinkel je hat bauen können.

Dieser sonderbare Wiederholungszwang beherrscht auch die gerade abgeschlossene neue Platzrand-Bebauung. Gegenüber der Hauptfront des Schauspielhauses erstreckt sich zwischen wenigen erhalten gebliebenen Gründerzeitbauten ein Musterkatalog historisierender Fertigbauweise: neobarocke, klassische und Jugendstil-Formen. Mosaike. Ornamente, Erker; allenfalls verrutschte Anschluß-Stellen zeigen, daß hier vorgefertigte Elemente zusammengesteckt sind. Das gleiche Bild bietet sich längs der Französischen Straße an der Rückwand des Platzes der Akademie: zwei täuschend echt nachgestaltete Fassaden, Jugendstil die eine, die andere Neo-Klassizismus. In den Erdgeschoß-Arkaden ahmt Betonwerkstein Granit und Rotsandstein nach.

In einigen Jahren wird das gesamte Gebiet, bis hin zum unteren Ende der an die Mauer stoßenden Leipziger Straße (dort wird gerade das Post-Museum sorgfältig restauriert und rekonstruiert) wiederhergestellt sein. Das Straßennetz, die Berlin-typischen Straßenräume und Umrisse sind wieder in ihr Recht gesetzt – ein Gewinn für die Stadt. Ob sich hier ein tatsächlicher Neohistorismus ankündigt oder doch eher eine grundsätzlich sinnvolle Rückbesinnung auf stadttypische Gestaltungs-Modi, bleibt vorerst unentschieden.

Insel vergoldeter Erinnerung

Wenige Schritte vom Alexander-Platz ist das architektonische Emblem der 750-Jahr-Feier entstanden: das zur Traditionsinsel erklärte Nikolai-Viertel. Es grenzt an das neue Marx-Engels-Forum – ein Miteinander von demonstrativem symbolischen Gehalt; hier der Ursprung der Stadt, da ihre Gegenwart.

Rund um die teilrekonstruierte älteste Kirche Berlins, St. Nikolai, hat man ein verwinkeltes Ensemble historischer Bauten arrangiert. Alt-Berlin, nicht wie es war, sondern wie es gewesen sein könnte. Die Häuser sind größtenteils Repliken von Bauten, die vor ihrer Zerstörung anderswo standen: das einstige spätgotische Haus zum Nußbaum befand sich auf der heute mit Hochhäusern bestückten Fischer-Insel, die Gerichtslaube war Schaustück im Babelsberger Schloßpark. Dorthin hatte Wilhelm I. sie translozieren und zu einer spätromantischen künstlichen Ruine umgestalten lassen, nachdem die Stadt Berlin sie 1863 zugunsten des Roten Rathauses hatte abreißen und dem Monarchen zum Geschenk machen lassen. Als wichtigster Profanbau der mittelalterlichen Stadt kehrt die Laube nun in die Nähe ihres ursprünglichen Standorts zurück. Als Kopie allerdings, und bekrönt von einem Renaissancegiebel, den die Restauratoren des 19. Jahrhunderts ihrerseits als stilwidrig beseitigt hatten.

Kleinod des Viertels ist das rekonstruierte Ephraim-Palais: die Nazis hatten es wegen einer Straßenverbreiterung abgetragen. Die für einen Wiederaufbau eingelagerten Bauteile waren in den letzten Kriegsmonaten auf heutiges West-Berliner Gebiet gelangt, so daß, nach der Teilung der Stadt, »hüben« das authentische Material, »drüben« der annähernd originale Standort ausgewiesen werden konnte. In der Hochstimmung der 750-Jahr-Feiern beschloß man beiderseits der Mauer, den Bau zu rekonstruieren. In letzter Minute wurde mit der Überstellung der Bauteile an die DDR das Kuriosium einer denkmalpflegerischen Zwillingsgeburt verhindert. Nun steht das Palais wieder, ca. 5 Meter vom ursprünglichen Standort verrückt, und mit einem vorsichtig historisierenden Erweiterungsbau versehen. Im Inneren sollte die Schelüter-Decke, eine Kostbarkeit hochbarocker Stukkateur-Kunst, eingebaut werden. Sie war im 19. Jahrhundert aus einem Abbruchhaus gerettet worden, hatte in einem Postamt Wiederverwendung gefunden, wurde nach dessen Kriegszerstörung

erneut geborgen. Der Einbau ins Ephraim-Palais erwies sich als unmöglich, das Material hatte zu sehr gelitten. Nun ist ein Abguß angefertigt, das Original soll in einem Museum restauriert werden, um in einigen Jahren eventuell dann das momentane Faksimile im Ephraim-Palais zu ersetzen. Das Baudenkmal »im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«: auch diesbezüglich ist das Ephraim-Palais Höhepunkt des historischen Viertels. Wie Festungsmauern, die das Idyll gegen störende Umwelteinflüsse abschirmen, umfassen Neubauten die Traditionsinsel. Längs des Marx-Engels-Forums sind es langgestreckte Zeilenbauten, deren Rasterfassaden von wechselnden Firstlinien, von Erkern und Altanen aufgelockert werden. Links und rechts folgen kleindimensionierte Wohnhäuser. Fertigbauweise auch hier, niederländisch anmutende Stielgiebel über gewölbten Klostergang-Arkaden.

Die hiesigen (im Zeichen der Postmoderne inzwischen verschwundenen) Skrupel gegenüber Translozierung und Rekonstruktion haben in der DDR nie eine Rolle gespielt. Dennoch manifestiert sich im Nikolaiviertel mehr als bloß die Fortsetzung altgewohnter denkmalpflegerischer Praktiken.

Man sei, so heißt es im offiziellen Rekonstruktionsbericht, heutzutage in der Lage, Bauten, die »als bildhafte Erinnerung im Bewußtsein der Bürger noch lebendig« seien, mit »hoher Authentizität dem Kulturleben« zurückzugewinnen. Die Vergegenständlichung dieser Erinnerung jedoch erweist sich als Nostalgie – die Bauwelt des Nikolaiviertels ist, aller Detailtreue zum Trotz, zu einer Postkarten-Idylle geraten. Süßlich-betulich wider Willen gleicht das hier komponierte den künstlichen Idyllen, die seit einigen Jahren in den westdeutschen (Groß)Städten errichtet werden. Hier wie da frappiert die detailbesessene Sorgfalt, mit der den Rekonstruktionen Glaubwürdigkeit über das bisher übliche Maß hinaus verliehen wird, hier wie da begleitet eine geradezu phobische Scheu vor Zeichen vorangegangenen Verfalls oder der Zerstörung die architektonische Reminiszenzen.

Somit kommt dem Nikolaiviertel dieselbe Bedeutung zu wie alle in den letzten Jahren entstandenen Rekonstruktionen der Postmoderne: beschwichtigende Antwort sein zu müssen auf die Kollektivschocks, die die Kriegs- und Wiederaufbau-Verluste den Deutschen verpaßt haben. Eine Architektur, deren Versagen programmiert ist: die Sehnsüchte nach Geborgenheit und Identität sind in den unwirtlichen Städten zu drängend geworden, die Vergangenheit ist den aus der jetzigen Trostlosigkeit Zurückblickenden in allzu verklärendes Licht getaucht. Selbst wenn jedes Ornament, jede Laterne und jedes schmiedeeiserne Wirtshausschild sich auf authentische Vorbilder zurückführen liesse, im Zeitalter der Tschernobyl- und Rüstungsschrecken sind dergleichen Rekonstruktionen verurteilt, Klischees ihrer selbst zu sein, die Architektur gewordenen Halluzinationen einer friedlichen, fortdauernden (Bau) Welt gesicherten Lebens.

Wie es im preussisch-kargen Alt-Berlin tatsächlich ausgesehen haben mag, war vor einigen Jahren noch im Scheunenviertel rund um die barocke Sophienkirche zu sehen. Von der einstigen friderizianischen Vorstadt waren ganze Straßenzüge erhalten geblieben. Bescheidene, zuweilen ärmliche Häuser, meist zweigeschossig, mit barocken und klassizistischen Fassaden, sparsam dekoriert. Nach der Jahrhundertwende wohnten in ihnen Arbeiter, sogenannte Asoziale und jüdische Emigranten aus Ost-Europa.

Die Nazis pferchten hier jüdische Bürger zusammen, ehe sie sie in die Vernichtungslager verschleppten. Nach 1945 war das Viertel vergessen, blieb vernachlässigt, trug Spuren des Kriegs. Seine Düsternis machte frösteln, drängte Erinnerungen an die furchtbare jüngere Vergangenheit auf und bot dennoch einen bergenden Ort, gleichermaßen abgeschieden und zum nahegelegenen Zentrum geöffnet. Das Viertel zog junge Leute an, wurde allmählich wiederbelebt, behutsam in Eigeninitiative renoviert. Nun ist das Scheunenviertel als sanierungswertes historisches Quartier entdeckt und -zerstört. Auf zweifache Weise: rund um die Sophienkirche sind einige Gassen penibel restauriert; eine Maria-Theresia-Idylle fast. Ringsum wurde abgerissen, Fertigbauten mit seriellen, unspezifischen Altstadt-Motiven säumen stattdessen die (immerhin noch) engen Gassen.

Im Dickicht der Stadt

Überzeugend gelingt der Stadt-Umbau überall da, wo der Ehrgeiz zu hauptstädtischer Repräsentation gemäßigt ist: im Bau-Alltag der Wohnbezirke um die Stadt-Mitte herum. Seit den Gründerjahren ist dort nicht mehr in solchem Umfang gebaut worden, die Prämissen sind gegenüber denen des Zentrums umgekehrt. In den Bezirken Prenzlauer Berg, Friedrichshain wie auch in der Spandauer Vorstadt wird von innen nach außen gearbeitet. Konkret: Wohnkomfort und soziale Einrichtungen haben Vorrang gegenüber städtebaulicher Ästhetik. Einbau und Neubau von Bädern und Balkons, von Kinderkrippen und Schulen, von Gaststätten und Läden steht vor Fassadengestaltung. Gerade dies aber hilft den Quartieren zu ihrer Eigenart zurück, läßt vorbildliche Verbindungen von Alt und Neu entstehen.

Der Paradigmenwechsel in den Fünf-Jahresplänen zu Beginn der 70er Jahre deutete das Beabsichtigte an. War zuvor vom »sozialistischen Neuaufbau« die Rede, der sich praktisch in Flächensanierung und anschließender Rasterbau-Monotonie auswirkte, so wird nun von »komplexer Rekonstruktion« gesprochen, einer Vorgehensweise, die sich mit der bundesrepublikanischen Stadtreparatur vergleichen läßt: Bauen in der Lücke, Erhalt brauchbarer Altbau-Substanz, behutsame Entkernung, Wiederherstellung historischer Straßen- und Platz-Gefüge. Ausschlaggebend für den Fortbestand

der unverwechselbaren Stadtlandschaft – des »Steinernen Berlin« – war die Neubewertung der Gründerzeit-Architektur: »Nicht die zunächst vielleicht als Gefahr gesehene Reproduktion von altem Untertanengeist«, so 1979 die wichtigste Architektur-Fachzeitschrift der DDR, »sondern das sinnvolle Umgestalten, nicht nostalgisches Beharrungsprinzip, sondern Veränderung bei Wahrung der historischen Kontinuität« bestimme den künftigen Umgang mit den städtebaulichen Vorgaben. Der Zentrums-nahe Arkona-Platz samt Umgebung, 1875-1885 als Mittelpunkt eines Mietskasernenviertels entstanden, war das Experimentierfeld. Aus renovierten Alt- und neuen Typenbauten, entkernten und begrünten Hinterhöfen ist 1981-83 rund um den mit einem Wochenmarkt wiederbelebten Platz ein Quartier urbaner Vielfalt entstanden. Sein Vorbildcharaker: man hat das Dickicht der Stadt nicht brutal gerodet, sondern gelichtet.

Das hier Erprobte wird inzwischen in allen Quartieren weitergeführt. Mit demselben Erfolg: Die langgedehnten, Berlin-typischen Straßenfluchten und Plätze, Frankfurter Allee, Palisadendreieck, Wilhelm-Pieck-Straße, Kollwitz-Platz prägen wieder die Erscheinung der Stadt. Nicht trotz, sondern wegen der seriell produzierten Bauten: obwohl man ihnen sofort die Fertigbauweise ansieht, ergänzen sie das Stadtbild weitaus besser als ihre historisierenden Varianten im Zentrum. Einige wenige gestaltende Elemente – Eck-Balkone, mehrgeschossige Erker, Dachneigungen, vor allem aber die Übernahme vorhandener Flucht- und Höhenlinien genügen, den Charakter der Viertel zu erhalten beziehungsweise zurückzugewinnen. Anstelle von Versorgungszentren werden kleine Läden und Werkstätten eingerichtet. Mit ihnen ist urbanes Getriebe, städtische Vielfalt zurückgekehrt. Dies hat wenig mit dem nachträglich zum Rotznasen-Idyll verklärten »Zille-Milljöh« zu tun, viel aber mit jener großstädtischen Atmosphäre, mit jenem Arbeiter-Berlin, das Zille, Döblin oder Fallada beschrieben haben. Dessen Schattenseiten sind – soweit man dies als Außenstehender beurteilen kann – beseitigt, seine Vorzüge aber sind erhalten geblieben.

Auch auf die Gestaltung von Trabanten-Siedlungen – noch immer die dringlichste Bauaufgabe in der DDR – hat sich all dies wohltuend ausgewirkt. Die Siedlung »Ernst-Thälmann-Park«, am Prenzlauer Berg gelegen, gilt augenblicklich in Berlin als vorbildlich. Sie ist ein Nachkömmling der Gartenstadtbewegung, angelegt auf dem zu einem Park umgestalteten Gelände eines im 19. Jahrhundert entstandenen Gaswerks (der Abriß dreier denkmalswürdiger Gasometer war lange Zeit umstritten). Zwei Fixpunkte bestimmen die Anlage: die als Begegnungsstätten sorgfältig restaurierten Relikte des Gaswerks – ehemalige Verwaltungsbauten mit dunkelroten Klinkerfassaden, Türmchen und Steildächern – und das (zu) feierlich geratene, von Podesten und Treppen eingefaßte Thälmann-Denkmal (L. Kerberl). Dominanten bilden vier Hochhäuser, die mit bewegten Umrissen, der Kombination von verklinkerten und mit Marmorsplitt überzogenen Wand-Platten die Stereotypen der 60er und 70er Jahre vermeiden. Hinter ihnen staffeln sich achtgeschossige Blocks; häufiger Wechsel zwischen Fensterreihen und Balkon-Abschnitten, verglaste Loggien und Ladengeschosse. Dazwischen verteilt sind Büchereien, Kindergärten, Schulen und ein Schwimmbad. Im Bau befindet sich noch ein Planetarium, das – undenkbar in den monofunktionell geballten Großstädten hierzulande – als attraktive kulturelle Institution Besucher vom Zentrum an die Peripherie ziehen wird.

Die Gefahr allerdings, daß Berlin sich in seinen Neubauviertel nurmehr durch die Menge der Gebäude von anderen Städten der DDR unterscheidet, ist noch nicht gebannt: geplant ist die Vervielfältigung der im Thälmann.Park verwendeten Bautypen.

Der Abglanz der Metropole

Was Berlin auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung, was es als Welt-Metropole der Zwanziger Jahre war, ist in der Bühnen-Collage festgehalten, die Moholy-Nagy 1926 für Walter Mehrings »Der Kaufmann von Berlin« anfertigte: Ein rasender Wirbel aus historischen und neuen Bauten, Maschinen und Fabriken, Schlössern und Warenhäusern, aus Pickelhauben, Zylindern und Schiebermützen. »Mampe, Klante, Reinhardt und Strawinsky, Deulig und Kempinski«, so das Stakkato eines scheinbar banalen Revueschlagers, fortgesetzt mit »Wegener und Golem, Hakenkreuz und Scholem«, gipfelnd in der Kurzformel, Berlin sei »Babel, Bibel, Bebel« in einem.

Ohne die Kenntnis dieses Berlin und seiner (baulichen) Hinterlassenschaft bleibt die Kenntnis der deutschen Geschichte, bleiben Geschichtsbewußtsein und Identität der Stadt, ihrer Bewohner und Besucher unvollständig. In Ost-Berlin ist vieles noch im Abglanz erhalten geblieben: Nicht nur in den wiederhergestellten Bauten, sondern auch und vor allem in den Abseiten der (noch) vernachlässigten Straßenzüge des Zentrums. Kurz hinter dem Alexanderplatz z. B. flankiert eine von Hans Poelzig entworfene Siedlung den mächtigen Jugendstil-Kubus der Volksbühne. Balkonbrüstungen, deren Umrisse förmlich nach vorn stürmen, kühn geschwungene Fassaden. In den Lamellen, die am dortigen ehemaligen Babylon-Kino das ausgreifende Vordach verzieren, taucht die Formenwelt des Großen Schauspielhauses noch einmal auf. Parallel zur Leipziger Straße, verdeckt von deren megalomanen Hochbauten, hat sich ein Rest des einstigen Verlags-Viertels erhalten. Pompöse Gründerzeitbauten, bizarr aus Gotizismen und Orient gemischt, durchweg von Bomben beschädigt, geflickt und weiterhin in Betrieb. Unter ihnen der Torso des ehemaligen Mosse-Verlagshauses, dem Erich Mendelsohn 1921 einen schiffsbugförmigen Aufbau gab, ein Fanal der Moderne. Überall in den Seitenstraßen stößt man auf dergleichen Relikte. Frank Biberkopfs Berlin und das der Fritzi Massary, das Brechts und Wedekinds, das Ludendorffs und Hindenburgs scheint

wider in diesen mürben Mauern, in den blicklos gewordenen Skulpturen, den schütteren Ornamenten und ausgewaschenen Reklameschriften. Dies macht (was nichts mit degoutanter Verfalls-Ästhetik zu tun hat) die fesselnde Atmosphäre der Stadt aus: daß in ihr noch immer solche Bauten stehen, unverfälscht den Glanz und den Untergang der einstigen Metropole überliefernd. Verschwänden sie, das die Geschichte aller Deutschen prägende Berlin ginge endgültig unter.

Aufs Ganze gesehen nötigen die städtebaulichen Aktivitäten in Ost-Berlin Respekt und Bewunderung ab. Auch, trotz aller Vorbehalte, im Zentrum. Fast alle bedeutenden Denkmäler sind gerettet, der abgenutzte Begriff von einer gigantischen städtebaulichen Leistung erhält hier neuen Sinn.

Unbestreitbar sind die Vorzüge gegenüber der monofunktionellen Zerteilung unserer Städte: im Zentrum Ost-Berlins wohnt man; selbst hinter den renovierten und neuen wilhelminisch-postmodernen Fassaden der Friedrichstraße wird es Kindergärten und Schulen geben. Und mit der Förderung kleiner Läden, Cafés und Restaurants steht das lange vermißte Straßenleben, steht die Stadt der Flaneure und kurz verweilenden Passanten in Aussicht.

Und doch wäre den wohlmeinenden Rekonstrukteuren etwas mehr Besonnenheit zu wünschen. Angesichts der uneingeschränkten Hinwendung zu gründerzeitlichem Pomp und Plüsch könnte die Losung des neuen »Grand-Hotel« zum Wahlspruch des gesamten Zentrums werden: »Behaglichkeit im Herzen Berlins«. Das hieße den endgültigen Abschied vom urbanen Chaos der einstigen und der jetzigen Metropole. Schwankend zwischen Sympathie für den städtebaulichen Wiedergewinn und Beklommenheit infolge der rekonstruierenden und restaurierenden Emphase sieht man in Ost-Berlin die authentische Mischung aus Alt und Neu, aus Geschichte und Gegenwart vom Verschwinden bedroht. Das Bruchstück, das Fragment gehört zu dieser Stadtlandschaft. Als Zeugnis einer 750jährigen Geschichte, als Memento einer mutwillig verspielten Hauptstadt, eines international wirksamen Zentrums deutscher Kultur.

West-Berlin hat sich im Rahmen der IBA und trotz deren Losung von der »poetischen und kritischen Rekonstruktion« der Stadt mehr und mehr dieses baulichen Erbes entledigt. In Ost-Berlin ist man – zumindest in der Stadt-Mitte – drauf und dran, dasselbe zu tun.

Konkret 06/87, S. 56

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

LIEBER OTTO SCHILY

Warum so aufgeregt bei der 00-Aussprache im Bonner Wasserwerk? Und warum schürest du die totehosekalte Asche der Einbildung, im »Plenum« werde »debattiert«? Mit wem solltest du wohl »debattieren« können vor Lachen? Mit den CDUCSU-Marschtrittkörpern mit der Friedfertigkeit einer Tonne TNT und der geistigen Beweglichkeit eines Ziegels in der Mauer? Mit dem sich jedem Unfug anpassenden Chamäleon Mischnick? Mit dem NATO-seligen Apel? Wen denn willst du, sichtlich enragiert, shampo-, rampo-, wem imponieren? Es geht nicht um uns, Deine Wähler und Bewunderer, Otto (wie du im »Spiegel« Ebermann »Manichäer« nennst, da weiß aber einer Bescheid!), nein, wir sind bis in die Haarspitzen informiert. Es geht um die Millionen draußen im Lande von Ahnung Gesättigten aber nach Wissen Dürstenden. Es sind dies die Massen vom Orden der präsenilen Bettflucht, die Tresentreuen von der letzten Nachtschicht, die Männerundkindersindendlichausdemhausmütter,

die Sozialhilfeempfänger mit dem vom Staat zur Verfügung gestellten gebrauchten Schwarzweißgerät, die Arbeitslosen, die den Stadtpark ausfallen lassen, weils regnet, die Kleinbäuerinnen, die mit Misten und Melken fertig sind, die die diversen Bildungsinstitute Schwänzenden, die, Otto, die wollen von dir was hören, wie es kam, wie es ist, wie's kommen wird. Die gehn doch am 7. Mai um 8 Uhr 58 nicht deswegen ans TV-Netz, damit sie dich im Bonner Wasserwerk vor dem Mikro zappeln sehen. Die wollen nicht, daß du da rumzappelst und wie ein junger Hund den CDUCSU-Stahlhelmmond anbellst. Die wollen desgleichen nicht, daß du das Gewicht von Körper und Rede an bestimmten im Manuskript angestrichenen Stellen verlagerst. Du bist nicht der frisch herausgebackene Absolvent des Rhetorikseminars der Bad Harzburger Akademie für Führungskräfte, sagen die sich. Die wollen fürder nicht, daß du den Savonarola glaubst geben zu sollen oder daß du dich am Müntzer versuchst: Otto, dir fährt nun mal keine Lohe aus dem Munde und dein Anzug hat nicht das Zeug dazu, geviertheilt zu werden. Die wollen, daß du still hältst und auch, bei Strafe des Zahlens in die Kasse der Fundis, »Meine Damen und Herren« und ähnliche überfrierende Glätten vermeidest. Und sie können nimmer hören dies Fünfhundertkilometerreichweitdreifachsprengkopf und Achthundertsprengkopflandgestützt und Dreizueinskonventionell und IGMVBR und SS 1920 und Crux Smile und Rei Kja Wick und Genf und Gap bei Fulda und all diesen Kram. Nein, Otto, die wollen von dir einfache Geschichten hören: Daß Turgenjew 1839 das erste große russische Imperialismusepos »Volk ohne Raum« schrieb, daß Tolstoi für Zar Alexander II. die berüchtigte Denkschrift »Weiter westwärts« verfaßte, daß der Anarchist Dostojewski die Spielbank Baden Baden sprengte, und daß das Kommando Ilja Ehrenburg am 30. Juni 1941 das deutsche Arbeitertraumschiff Wilhelm Gustloff in den Schlick der Danziger Bucht bohrte. Und: Daß der Russe, singular mit der geraubten Uhr am Gelenk oder als Armee so rot wie unser Blut, das er seit Jahrtausenden in den Ausguß der Geschichte schüttet, im Schädel und als Ziel vor seinen Augen hat nur eins: Deutschland bis zu den Vogesen, wenn nicht gar bis zum Ural zu erobern, ja es sich einzuverfleischen. Solche Geschichten wollen die Leut hören, Otto, solche und ähnliche Geschichten, wenn es wieder einmal heißt

Erstes Programm (ARD)

8.58 Aus dem Bundestag: Regierungserklärung und Debatte über den Stand der Abrüstung

LIEBER OTTO WAALKES

Viele Film- und Fernsehschauspieler kümmern sich den Dreck weder um die geistig/gestische Möblierung ihrer Rolle (denken wir nur an den gern die »Derrickmumie« genannten Scheintottappert) noch packen sie im Sinn des Gelingens des Ganzen kleinere Probleme während des Drehs, Kompetenz hin, Kompetenz her, beim Kragen und befördern sie wo sie hingehören: Raus aus dem Film. Da bin ich Andrer! Erst letztens wieder. Ich gebe in deinem Streifen »Otto zwo« den Jäger. Während ich nun, wie du gewiß beobachten konntest, dem Kostüm durch »Eintragen« bezugsweise »Aufnutzen« das Kostümhafte auszutreiben mich mühe und, durch das Drehgelände Grunewald schreitend, jedem Vogel, jedem Baum, jedem illegal frei laufenden Hund deutlichst zu verstehen gebe: Herrschaften, hier kommt nicht der Filmschauspieler T. in einem Kostüm der Firma »Theaterkunst« daher, o nein!, hier kommt d e r Jäger, werde ich über quiviven Blickkontakt Zeuge technischen Hemmnisses: Vergeblich müht sich der Produktionszeugwart, bis zur Hüfte im Brackwasser einer Ausbuchtung des Grunewaldsees, ein Dutzend von der Chemie gewürgte Fische darstellende Plastikkameraden so im Wasser zu halten, daß der sich mit dir in die Regie teilende Kameramann Xaver Schwarzenberger sowohl die in diese ökokritische Szene involvierten Schauspieler, nämlich die wunderschöne Ute und dich, am Ufersaum, wie die alpaccaglänzenden Bäuche der Fischdarsteller im Brackwasser astrein im Bilde hat.

Ich könnte nun wie der Gaffer an der Kreuzung, wenns gekracht hat, glotzen und mich weiden: Laß doch den Mann in der kalten Brühe die Plastikfische mit der Stange so lang hin und her bugsieren, bis er schwarz wird, respektive das Licht weg ist oder der Hubschrauber wieder den Ton blockiert. Nichts da! Ich nehm dich beiseit: »Otto«, sag ich, »ihr müßt die Fische justieren, stabilisieren, einen halben Meter Schnur oder Draht um die Objekte geschlungen, ans andere Ende ein Kilo Stein als Anker und die Dinger halten still im Wasser wie der Zeiger auf der Stoppuhr.« Du gibst das weiter und es geschieht also. Die Dreharbeit kann zügig Fortgang nehmen. Ich aber schlage mich schmunzelnd in die Sträucher, ein bißchen Stolz darauf, daß ich ein kleines Stück Kinogeschichte mitgeschrieben, wenig später freilich auch ein bißchen traurig, daß ich beim Abfeuern des Platzpatronengewehrs den Rückstoß zu simulieren verabsäumte...

Konkret 06/87, S. 60

Peter Krauß

»Hallo, haben Sie ein Programm? Und ein Eis krieg´ ich auch noch!«

Einer von vielen blieb zuhause. Ging nicht hin zu den Filmfestivals. Mochte sein eigenes, in Frankfurt: 26 von 80 möglichen Filmen in sieben Tagen. Täglich Hunderte von Minuten Bilder. Geht das? Macht das einen Sinn? Oder satt oder dumm? Peter Krauß hat es ausprobiert.

So könnte man anfangen: »Der Anruf kam um drei Uhr morgens« (Hans-Christoph Blumenberg, ZEIT). Oder so: »In Cannes findet ein Filmfestival statt, aber man muß die Filme gar nicht ansehen, um zu erleben, worin der Witz in Cannes liegt« (Ulrich Greiner, ZEIT). Oder so: »Hof ist immer noch eine Reise wert – nicht nur, weil sich, wie jetzt alle Jahre wieder, die ersten Herbstnebel einstellen, welche den alten Stadtkern gespenstisch auswattieren und die von Industrie umlagerte Stadt mit ihren vielen restaurierten Bürgerhäusern und zweitürmigen Kirchen auf mehreren Hügeln zur Kulisse eines sanften Schreckens machen, wenn man spät nachts, eher schon am frühen Morgen aus einer der Spätvorstellungen der Hofer Filmtage kommt« (Wolfram Schütte, FR). So oder so kann der erste Satz aussehen.

Ich bin nicht hingefahren, ich bin daheim geblieben, in Frankfurt. Ein recht unpopulärer Entschluß. Allein im Monat Juni finden nebst Ausstellungen, Messen und Kongressen der Filmindustrie fünf Filmfestivals statt: Annecy, Los Angeles, Hamburg, Sydney und München. Dennoch: Ein normaler Mensch kommt ja auch nicht auf die großen Festivals. Der kann nur sehen, was in den Filmtheatern seiner Stadt läuft. Aus diesem Angebot habe ich mir mein eigenes Festival veranstaltet

DONNERSTAG, 30. April. »Die Geschichte einer großen Liebe, die von der Weltgeschichte überrollt wird«, stand in der Zeitung. »38 – *Heim ins Reich«.* Einheitspreis: 9 Mark im Kino »Beta«. Genau der richtige Film für den Auftakt, dachte ich. Also bin ich ins Kino geradelt. 18 Uhr und 15. Ein Schuhschachtelkino, die Wände mit schreienden Motiven der Filmgeschichte bepinselt. Enge Sitzschalen. Zuschauer: einer, ich. Der Film, eine Liebesgeschichte. Einmal sieht man die Menschen mit Regenschirmen über die Straßen huschen. Es schüttet in Strömen, aber nur aus dem Lautsprecher. Auf der Leinwand ist kein einziger Tropfen Regen zu erkennen. Und so ein Film will mir den Faschismus erklären! Bevor sich die Filmemacher an der Darstellung des Faschismus versuchen, sollten sie erst einmal lernen, wie man einen Rasensprenger bedient. Ich bin aufgestanden, gegangen.

Rüber ins »Royal«, mit 750 Plätzen Frankfurts schönstes und größtes Kino. Balkon, rote Sessel, roter Vorhang. 70 Millimeter-Projektor. Vor dem Kino eine Schlange. Um 20 Uhr 45 gibts *»Platoon«.* Gleich um die Ecke zieht der Demonstrationszug mit rund 500 Frauen vorüber. Topfdeckel, Trillerpfeifen, Schreichöre. Walpurgisnacht. Den Kinobesuchern ist mulmig zumute. Sie lösen rasch das Ticket und flüchten ins Kino zu Oliver Stones Männern im Schützengraben. Im Foyer knallt es. Ein Schrei. Ein junger Mann hat sich um ein Haar den Korken einer Sektflasche an das Hirn geschossen. Der Kinobetreiber hat die Abendvorstellung werbewirksam zur »Sektpremiere« gemacht. »Ein Teil des Eintrittsgeldes fließt an die Kinderkrebshilfe aus Anlaß des 70jährigen Gründungsdatums der UFA«.

FREITAG, 1. Mai. 11 Uhr. DGB-Kundgebung auf dem Römer. Zehntausend Menschen haben sich versammelt. In kleinen Gruppen steht man zusammen, trifft Bekannte, plaudert. Arbeitslosigkeit, Solidarität, Tarifverhandlungen; der Hauptredner fuchtelt mit geballter Faust. Es ist strahlend blauer Himmel. Die Sonne wärmt. Zwei junge Burschen sind den Brunnen, der mitten auf dem Römer steht, hinaufgekraxelt. Der eine dreht eine riesige Filmspule aus Pappe, der andere hält ein gigantisches Mikrophon auf einem Besenstiel in die Menge. Geschlagene zwei Stunden stehen die beiden da oben. Sie demonstrieren gegen die Volkszählung. Rundfunk, denken einige im Ernst, die anderen denken gar nichts. Ich hole mir ein Eis und gehe ins Kino. 13 Uhr, erste Vorstellung von Sylvester Stallones *»Over the Top«* im »Metro 1«. Die Sonne ist doch schöner als Stallone. Zwischen der Werbung und dem Hauptfilm läuft ein Vorfilm – »*Blattschneiderameisen«.* »Das Leben im Staat verläuft gleichmäßig. Jeder Tag bedeutet Arbeit...«, sagt der Tierforscher. »Das ist ganz einfach. Ich drehe die Mütze um, das ist, als wenn man eine Maschine anstellt. Dann bin ich eine Maschine. Wie ein Truck, wie ein Panzer«, sagt Stallone. »Dad, Dad, Dad! Mach ihn fertig«, sagt sein Sohn. Und Giorgio Moroders ausgetüftelt dumpfer Sound-Track vermischt sich mit den Schmerzensschreien der Kämpfer und den Anfeuerungsrufen der Zuschauer. Der Film ist dumm und pathetisch, sozusagen die »Paris, Texas«-Ausgabe für den Pöbel. Hervorragend das Product-Placement. Pepsi-Cola, McDonald, Adidas, Alka Seltzer

Am Abend wollen wir uns Herbert J. Bibermans *»Salt of the Earth«* im Kommunalen Kino (Filmmuseun) angucken. Wir sind durstig, aber es gibt nichts zu trinken. Noch nicht einmal einen Getränkeautomaten. Hier findet Filmkunst statt. Der Film rauscht fürchterlich, und die Kopie ist zerschlissen. Der Film ist am stärksten, wenn er einfach zeigt, wie sich die Arbeiter versammeln und miteinander beraten.

Die Mai-Kundgebung, der Stallone-Film, »Salz der Erde« sind näher beieinander, als es den Anschein hat. Alle behandeln die Frage nach sozialer Gerechtigkeit und den Kampf einer Minderheit. Alle schlagen unterschiedliche Lösungen vor. Es

besteht keine Gemeinsamkeit, keine Richtung, kein Ziel. Das Kino trägt dazu bei, daß sich dieser Zustand auch nicht ändert.

»Stop Making Sense« mit David Byrne (»True Stories«) im »Känguruh-Abendstudio« um 22 Uhr 30. Es gibt Filme, da muß mir nur eine Anzeige oder ein Standfoto unterkommen, Kleinigkeiten, beispielsweise welche Hose der Mensch auf dem Foto trägt, oder wie eine Frau ihren Kopf hält, ganz banale Dinge, und schon gehe ich nicht rein, das ist ganz komisch. Meistens täuscht so ein Gefühl ja auch nicht. Egal, ich bin also in *»Stop Making Sense«* rein. Und dann mußte ich mitansehen, daß ich gar nicht so falsch lag mit meinen Vorbehalten. Der Film ist die Aufzeichnung eines Konzerts der Gruppe »Talking Heads«. Eine schlechte Aufzeichnung. Und wie die Kameramänner Musikveranstaltungen ins Bild setzen: Wie Pferderennen, Lottoziehungen oder Tagesschau. Drei Kameras. Totale. Halbtotale. Großaufnahme. Und dann immer hin und herschneiden. Ich mußte an Godard »One plus One« denken . Der hält die Kamera einfach drauf, im Studio bei Mick Jagger. Ohne Schnitt. Verhaltene Schwenks. Einfach drauf.

Das Publikum ist Kulisse. Man bekommt es fast nie zu Gesicht, es ist Applausmaschine. Zahlende Masse. Genau dort gehört die Handkamera rein, nicht auf die Bühne, sondern mittenrein ins Publikum. Weil mir der Regisseur das Publikum nicht zeigt, mache ich mir eben mein eigenes Bild, wende mich von der Leinwand ab und guck hinter mich: Während die Zuschauer im Film rumtoben und kreischen, das hört man, sitzen die Zuschauer im Kino müde da und öffnen die Bierdosen

SAMSTAG, 2. Mai. Eigentlich wollte ich ja schon zeitig ins Kino. Wir liegen nun im Park. Da gibt es genug spannende Szenen: zum Beispiel wie junge Kerle die Plastikscheiben über die Köpfe der Sonnenbadenden hinwegwefen und alle in Deckung gehen. Oder der Mann, der dem Jungen partout das Radfahren beibringen will, der Junge aber partout immer nach einigen Metern umkippt, bis ihn der Mann erneut draufsetzt.

Abends im »Kommunalen Kino« eröffnet Walter Schobert, Leiter des Filmmuseums, die Reihe »Der andere Blick – Beispiele des jüngsten deutschen Films«. Zirka 30 Zuschauer haben sich eingefunden. »Bis viertel nach Acht habe ich ja noch befürchtet, daß wir mehr Regisseure und Gäste sind, als normale Zuschauer«. Um 20 Uhr 45 sind es rund zehn Zuschauer mehr als Filmemacher. »Daß so wenig Leute gekommen sind«, sagt Schobert gutgläubig, »ist der Beweis dafür, daß die Filme gezeigt werden müssen.« Zu sehen sind zwei Filme. *»Da schaut man nicht«* von Liliane Targownik und *»Wolfsgrub«* von Nicolas Humbert, danach soll in einer Diskussion »Der Verleihsituation für junge Filmemacher in der Bundesrepublik« auf den Grund gegangen werden. Die Filme sind brav und bescheiden, bemüht und lautlos.

Die »Harmonie«, eines der alteingesessenen Frankfurter Off-Kinos in Sachsenhausen, zeigt in der Nachtvorstellung *»Rendezvous unterm Nierentisch«* und *»Cannes-Rolle 86«.* Ich finde, es grenzt schon an Genialität, wenn man für zehn Mark ins Kino geht und dann läuft über eine halbe Stunde Werbung und anschließend noch ein Spielfilm von neunzig Minuten. Wie aber soll man das bezeichnen, wenn nur noch Werbung zu sehen ist, und anstatt daß der Zuschauer für die zwei Stunden entlohnt wird, löhnt er brav. Früh um kurz vor vier Uhr mache ich mich auf den Heimweg. Im Kino läuft immer noch Werbung. Viele harren aus. Sie sind von den kurzen Geschichten begeistert. Keine länger als fünf Minuten. Whiskey, Porsche, Bardot. Sie kriegen nicht genug. Und sie kriegen nichts davon. Nur im Kino. Nur ein Bild. Man zahlt schon längst nicht mehr ausschließlich für den Erwerb eines Produktes, sondern schon allein für eine Vision von ihm.

SONNTAG, 3. Mai. »Hallo, halben sie ein Programm? Und ein Eis kriege ich auch noch«, sagt ein Knirps mit aller Selbstverständlichkeit. Mutterseelenallein ist er früh um 11 Uhr ins »Berger-Kino« gekommen, zum Kinderprogramm. *»Emil und die Detektive«.* Er schiebt der Kassiererin einen Zehnmarkschein rüber, packt das Ticket und das Eis und geht ins Kino. Zu Vorführungsbeginn ertönt ein Gong, wie in guten alten Zeiten. »Ey«, ruft ein Kid, »die Tagesschau«. Die meisten hocken auf den hochgeklappten Sitzen, damit sie überhaupt was sehen können. »Och«, sagt ein Junge, »is ja nur schwarz-weiß«.

In *»Scheidung auf Französisch« (* 15 Uhr 35, Metro 4) jagen die Bilder über die Leinwand. CUT-CUT-CUT-CUT. Nur Splitter. Man sitzt im Kino und einem schlagen hunderte von diesen Splittern in den Kopf. Es soll eine lustige Komödie sein, aber diese Art von flachen, glatten, schnellen Filmen sind die eigentlichsten Kriegsfilme. Sie vernichten das Hirn, sie löschen alles aus, jeden Anhaltspunkt, jeden Versuch, zu denken. 90 Minuten wird der Kopf beschossen mit Splittern, mit Slapsticks, Nichtigkeiten. Dagegen ist »Rambo« ein geradezu harmloses Filmchen.

Etwas ganz anderes ist es, wenn man einen nicht ganz so krassen Schmarrn auf Video guckt. *»Die Flüchtigen«* heißt ein Film mit Gerard Depardieu und Pierre Richard von dem Regisseur Francis Veber (»Zwei Spaßvögel«). Ende Juni soll er bei uns in die Kinos kommen, ich mußte ihn mir vorab ansehen. Auf Video kommt die Dämlichkeit solcher Filme nicht so an einen ran. Da kann man weggucken, im Zimmer rum, Bier holen, tratschen oder Erdnüsse essen. Genau das haben wir auch getan. Und eigentlich müßte man exakt darüber, über die Erdnüsse, das Bier und das Gerede nämlich, der Redaktion einen Text schicken.

MONTAG, 4. Mai. Ein Film, um den ich mich bislang auch erfolgreich gedrückt habe, war *»Der Morgen danach«* mit Jane Fonda. Ich finde diese Frau gräßlich. Bezeichnenderweise komme ich auch gleich eine halbe Stunde zu spät (»Metro

3«, 15 Uhr 45). Und wirklich, in jeder Einstellung, in jedem Gesichtsausdruck dieser Frau lauert so etwas Oscarverdächtiges. Spannend wird der Film nur deshalb, weil die Projektion miserabel, die gesamte linke Hälfte der Leinwand völlig unscharf ist, also sehe ich nur die rechte Hälfte, also sehe ich eigentlich auch einen ganz anderen Film. Man könnte den Blick vermutlich noch weiter verengen, dem Film täte das nur gut.

Ich gehe raus, das mache ich in den letzten Monaten immer öfter, aber das mußte ich mir erst mal angewöhnen, so wie ich mir als Kind angewöhnen mußte, mein Essen stehen zu lassen, wenn ich keinen Hunger mehr hatte. Man ist im Kino, umgeben von einem Heer von Fremden, eingeschüchtert, in seinen Handlungen eingeschränkt. Viele trauen sich sogar noch nicht mal auf die Toilette.

Ich probiere es mit *»Asterix bei den Briten«* im »Zeil 6« (17 Uhr), einem Kino wie einer Katakombe, verschachtelt und eng. Ganz nette Zeichnungen, viel Arbeit, befürchte ich, sehr viel sogar. Was mich stört, ist die Sprache, der Versuch, Asterix und Obelix mit albernen Sprüchen 'lebendiger' machen zu wollen. Dieser Riesenschwindel mit der Synchronisation, diese Diskrepanz zwischen der Bewegung der Lippen und dem, was die Personen sagen. Die Synchronisation, das ist die erste Lüge, die wir uns im Kino gefallen lassen. Allen anderen Lügen ist damit der Weg bereitet.

»Künstlerische Gestaltung ist nicht Luxus, ist nicht Schmuck oder Zugabe, sondern dient dazu, das Thema, die Handlung auszudrücken, und so hatten sich im Film die künstlerischen Mittel unter dem – durch das Fehlen des Wortes verursachten – Zwang entwickelt, die Handlung, die Figurencharaktere, das Milieu optisch klarzumachen. Mit dem Sprechfilm verschwand die Notwendigkeit zur Verwendung aller dieser Mittel«, bemerkte Rudolf Arnheim im Jahre 1935. Genau an den Punkt setzt auch Monty Phytons *»Der Missionar«* (»Berger«, 22 Uhr 30) an. Die Aufnahmen, oder sagen wir besser die Dekoration und Bauten, sind konservativer, filmklassischer Machart, aber um diese optischen Handwerklichkeiten herum breitet sich ein depperter Dialog aus.

Das Beste an diesem Tag aber entdecke ich nicht im Kino, sondern im »Heute Journal« im ZDF: Man sieht den Papst in Speyer aus einen BGS-Hubschrauber steigen. Prediger und Polizisten. Plötzlich eine schrille Mädchenstimme aus dem Hintergrund. »Heiliger Vater! Heiliger Vater!«. Die Kleine klingt ganz erschöpft. Alle versuchen, die Rufe zu lokalisieren. Der Papst. Die Polizisten. Der Kameramann. Da, ein kleines Mädchen wird dem Papst samt riesigem Blumenstrauß entgegengereicht. Jetzt hat sie auch der Kamermann im Visier. »Heiliger Vater! Heiliger Vater!«

DIENSTAG, 5. Mai. 1 Uhr und 10 V Minuten. Nein, es ist eigentlich schon Mittwoch. Ich komme gerade aus dem Kino. 10 Stunden lang sah ich heute, gestern Filme. Ich hatte mir vorgenommen, mich immer gleich, wenn ich nachhause komme, an den Computer zu setzen und ein paar Zeilen zu schreiben. Ich wollte sehen, was man nach 10 Stunden Film (noch) zu sagen hat. Die Zeilen so stehen zu lassen. Kann man an einem Tag fünf Filme ansehen? Ja, zweifellos. Aber macht das auch einen Sinn? Machen Bilder satt? Machen Bilder gescheit? Oder dumm? Was passiert im Kopf, wenn das Kamera-Auge ein Bild aufnimmt? I Bild, 2, 5, 15, 4700, x Bilder? Fünf Filme am Tag, ist das einem zahlenden Zuschauer zuzumuten? Einem bezahlten Zuschauer (Filmkritiker)? Runde 600 Minuten Bilder im Kopf, geht da alles drauf? Gibt es ein gewöhnliches mechanisches Aufnahmegerät, das ohne Wechseln einer Spule, Diskette oder Kassette, über eine derartige Aufnahmekapazität verfügt? Fragen.

Nachtrag: Der Tag beginnt um 11 Uhr im »Royal« mit Sekt *und »Archie&Harry«* dem Film mit Burt Lancaster und Kirk Douglas. Pressevorführung. Eine Handvoll Kritiker lümmelt versprengt in dem riesigen Kino. Der Film sieht sich leicht.

»Emanuelle 5« im »Astor« um 13 Uhr 15. 40 Minuten nach offiziellem Beginn läuft immer noch Werbung. Ein Pärchen verläßt den Saal. Nach einigen Minuten kommen sie wieder, mit einem Eis am Stiel. Kaum haben sie es aufgeschleckt, verschwinden sie auf dem Klo, zu dem direkt vom Kino aus eine Tür führt. Nach zehn Minuten kommen sie wieder zurück. Er schickt sie los, noch ein Eis holen. Leute gehen im Kino ein und aus, wie im Wohnzimmer. Der Film ist hart und schnell geschnitten. Fast alle Einstellungen sind aus der Hand gefilmt. Die Bilder wackeln und zucken. Auch das ist eine Form der Ejakulation.

Allein in der Frankfurter Kaiserstraße gibt es rund 20 Sex-Kinos. Die Straße mündet vorne im Hauptbahnhof, da sind nochmal drei Kinos. In einem läuft *»Die Liebesschule von Kopenhagen«.* Als ich den Saal betrete, ejakuliert auf der Leinwand ein Penis. Ein großes Kino, schöne rote Ledersitze. Der Film ist zu Ende. Programm rund um die Uhr. Ständiger Einlaß. »Ich wiederhole, Druckloch 7 mit 3 KW/h abdrücken«. Sex-Kinos sind verpflichtet, sogenannte anspruchsvolle Vorfilme zu zeigen. Es läuft ein Dokumentarfilm der Bundesbahn über den Rangierbahnhof Maschen. 1.000 Weichen, 300 Kilometer Schienen, eine Fläche von 380 Fußballfeldern. 11.000 Güterwagen täglich. Es ist der spannendste Film, den ich bislang in der Woche gesehen habe. Und das ausgerechnet hier, Trenchcoatmantelmänner gehen ein und aus, Aktenkoffer in der Hand, rechts oder neben der Leinwand hängt eine Uhr mit großen Ziffern. Niemand soll den Anschluß verpassen. Was sofort auffällt, die Ruhe im Saal.

»Vorne, die erste Reihe«, sagt die Platzanweiserin. Ich mach die Tür zum Kino auf und stolpere über mehrere Leute. Sie sitzen bis auf die Treppenstufen gepfercht. Ausverkauft. Erste Reihe. »Hinsetzen!« – Rufe. Ich sehe drei Bilder und weiß:

das ist der falsche Film, *»Blue Velvet«,* aber ich wollte in *»Das tödliche Inserat«,* also das ganze nochmal rückwärts. Im richtigen Kino sitzen wenige. Der Film brummt ohrenbetäubend. »Tut mir leid«, sagt die Platzanweiserin, »da kann ich auch nichts machen«. Hinter mir hocken zwei junge Burschen, die zu jeder Szene ihren Senf abgeben, ja streckenweise sogar ganze Dialoge nachsprechen. Sie wissen immer, was in der nächsten Einstellung zu sehen sein wird, bei Ohrfeigen, Schüssen, Küssen. So ein Film ist das. Diese Art Filme funktionieren ähnlich wie die Sex-Filme im Hauptbahnhof: Sie zeigen exakt, was der Zuschauer erwartet. Das heißt, der Zuschauer hat schon ein Bild vor Augen, wenn er ins Kino kommt, die Leinwand dient dann nur noch als Spiegel**.**

»Apokalypse Now« (»Palette«, 22 Uhr 30) von Francis Coppola reißt gleich zu Beginn mehrfach. Das ist nicht verkehrt. So ein Film müßte während einer Vorführung mindestens fünfzigmal reißen. So daß die Zuschauer jedesmal von neuem anfangen müssen, in die Kriegsbilder einzusteigen. Das Publikum sitzt da und kugelt sich vor Lachen.

Im Kino arbeiten nicht nur Francis Coppolas und Marlon Brandos:

Gerhard Köcher, Verwaltungsdirektor UFA-Frankfurt: »Ich schließe die Filmverträge mit den Verleihern ab, erledige die Disposition, die Personalpolitik und die Buchhaltung. Meine Arbeitszeit? Das darf man gar nicht schreiben. Nur Idealisten können eigentlich in der Filmbranche beschäftigt sein. Den Großteil meiner Arbeitszeit schluckt die Verwaltung, wenn nicht gerade eine Pressevorführung ist, komme ich nicht mehr in Filme. Wie ich Filme einkaufe? Naja, ... Das sind Blindbuchungen. Da kann man nur nach Namen von Regisseuren und Schauspielern gehen. Wir kaufen nicht nur einen Film ein, sondern ganze Pakete. Der Markt wird immer härter. Früher nahmen die Filmverleihe vom Eintrittsgeld 40,7 Prozent. Dann 44,7. Dann 47,8 und jetzt sogar schon 50 Prozent. Da muß mit Haken und Ösen gearbeitet werden«.

Emmi Faßhauer, Platzanweiserin im »Royal«: »Viele Kinos haben Einheitspreise, da braucht man keine Platzanweiserinnen mehr. Aber hier im 'Royal' gibt es noch drei verschiedene Preise, zwei im Parkett, einen im Hochparkett. Und gerade im Hochparkett muß man sorgfältig die vielen Stufen anleuchten, daß keiner fällt. Nein, den Abriß macht der Kontrolleur. Er muß darauf achten, daß bei Filmen mit Altersbegrenzungen kein jüngerer Zuschauer ins Kino kommt. Wenn eine Kontrolle der Aufsichtsbehörde kommen sollte und einen Verstoß feststellt, kostet das 1.000 Mark. Aber in den 16 Jahren, in denen ich nun schon hier bin, kam noch nie eine Kontrolle«.

Bernd Deck, Filmkritiker der Frankfurter »Abendpost«: »Ich gucke in der Woche etwa vier Filme. Man muß da ein bißchen selektieren, man kann nicht jeden Film anschauen, sonst kommt man ja zu gar nichts mehr. Ich picke mir immer die interessantesten Sachen raus. Eine Filmkritik sieht so aus, daß man sich den Film anschaut und dann das Hintergrundmaterial, sprich das Pressematerial, das man in die Hand bekommt, querlesen sollte. Interviews machen wir auch, das ist aber nicht die Aufgabe eines Filmkritikers. Ein wesentliches Festival im Jahr sollte man schon besuchen, nicht nur, um die Filme dort zu sehen, sondern auch, um den Kontakt zu den lebenden Künstlern zu kriegen«.

Robert Lauth, Filmvorführer im »Royal«: »Vorführen ist ja kein Beruf. Es gibt keinen Facharbeiterbrief, keine Ausbildung. Ich wurde angelernt. Mein Arbeitstag beginnt mittags um 12 Uhr und endet nachts um 12 Uhr, am Wochenende um 2 Uhr morgens. Wenn ich mittags komme, schalte ich die Maschinen an, lege den Film ein, kümmere mich um die Notbeleuchtung, schließe Notausgänge auf. Außerdem muß ich jede Woche die Werbefilme zusammenschneiden. Wenn da nicht alles korrekt ist, und eine Werbekunde bemerkt das, muß ich das aus der eigenen Tasche draufzahlen. Donnerstags bin ich immer im 'Turm'-Palast, einem Haus mit sieben Kinos und drei Vorführkabinen. Es ist eine rechte Rennerei. Im Sommer sind die Kabinen eine einzige Sauna. Wenn mal irgendwo ein Film reißt, brüllt und tobt das Publikum. Oder sie klopfen hinten gegen die Projetionsscheibe. Aber in den Kabinen ist ja niemand«.

Karola M. Schmitt, PR-und Presseabteilung des Filmverleihs UIP: »Kurz gesagt: Unsere Aufgabe ist es, daß möglichst viele Leute in den Film gehen. Ich weiß nicht, warum Sie immer auf den Filmkritiker kommen! Unser Augenmerkmal gilt klar dem zahlenden Endverbraucher. Ein Beispiel: Für den Zeichentrickfilm 'Fevel, der Mauswanderer', der Mitte Juni in die Kinos kommt, machen wir mit der Firma Danone eine Gemeinschaftsaktion. Die drucken auf 20 Millionen Bechern Joghurt einen Hinweis für den Film ab. Darüber hinaus verteilen wir an alle 23.000 Kindergärten der Bundesrepublik jeweils eine begrenzte Anzahl von Freitickets. Auf unsere Anzeigen kommt im Gegenzug 'Danone' drauf. Und wenn man eine gewisse Anzahl von Joghurts im Kino an der Kasse abgibt, kriegt man eine Freikarte. So profitieren alle davon: 'Danone', der Kinobetreiber und wir, der Filmverleih.«

MITTWOCH, 6. Mai. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß man zwar jeden Tag drei oder vier Filme angucken kann, aber Jean-Luc Godard hat mich zu dem Experiment ermutigt, an einem Tag mehrere Filme zu sehen, und zwar hintereinanderweg jeweils genau einen 20minütigen Ausschnitt daraus. Im Frankfurter »Turm-Palast« sind sieben Kinos untergebracht, ich muß nur durch die einzelnen Säle laufen.

Wenn ein Film 120 Minuten läuft, ich aber nur 20 Minuten sehe, vorne, hinten oder mittendrin, ist das, was ich sehe, auch ein Film? Ein anderer als der ganze?

13 Uhr, *»Die Nacht der Creeps«* (»Turm 1«): Der Film beginnt mit einer Rückblende, einer Teeniefete in den 50er Jahren. Die Schwarz-Weiß-Bilder sind blaustichig. Und dann macht der Film jäh einen Sprung und zeigt eine Party dreißig Jahre

später. Ähnliche Bilder, ähnliche Einstellungen, nur andere Frisuren, Kleidungsstücke und Autos. Jetzt sind die Bilder farbig.

13 Uhr 20, *»Der große Knall«* (»Turm 3«), ein Zeichentrickfilm. Die Bilder bewegen sich kaum. Bewegung wird erzeugt durch Schwenks, rauf, runter, rüber. Die Kamera ist ein Brennglas, ein Zoom. Genau so funktioniert auch *»Die Nacht der Creeps«* das fällt mir jetzt erst auf. Wo die Geschichte sich nicht bewegt, nicht von der Stelle tritt, versucht eine ruhelose Kamera das vergessen zu machen.

13 Uhr 40, *»Gottes vergessene Kinder«* (»Turm 4«): Auf der Bühne tanzen Schüler. Wieviele Einstellung braucht, verträgt diese Szene? Als ob im Tanz nicht schon genug Bewegung steckt, springt die Kamera laufend auf ein anderes Motiv. So zeichnet das ZDF die Hitparade auf. Das Fernsehen hat eine neue Sichtweise von Dingen bewirkt. Viele Filmregisseure sind schlechte Fernsehregisseure. Und weil ihre Bilder so sprachlos sind, kleistern die Regisseure auf Teufel komm raus die Bilder mit Musik zu. Sie sollten sich mal ihre Filme ohne Ton ansehen.

14 Uhr, *»Platoon«* (»Studio 5«) habe ich schon gesehen, aber erst jetzt fällt mir auf, wer/was im Film wirklich spricht: nicht die moralinsauren Dialoge der GI's, sondern die Rotorblätter der Kampfhubschrauber, die Maschinengewehre, die Handgranaten. Ich bin mitten in eine Kampfhandlung geplatzt, die Kriegsbilder, herausgesprengt aus dem Kontext, verlieren rasch ihre beabsichtigte Wirkung. Dieses Licht, dieses Aufblitzen der Raketen und Sprengsätze, die Farben der Leuchtraketen, ich kenne sie, es sind die Farben der Flashlights und Laser in den Discotheken. Und genau so ist der Film auch inszeniert. *»Platoon«* ist nur eines: die Großoffensive, der Generalangriff von Farben.

14 Uhr 20, *»Private Teacher«* (Gemini): Man muß klingeln, um ins Kino zu kommen. Gesichtskontrolle. Ein Porno-Film. Wieder diese Totenstille, man hört jedes Herumrutschen in den Sesseln, jedes Hüsteln. Der Film zeigt das Fleisch genauso verlogen, nämlich mystifizierend, wie *»Platoon«,* nur mit dem Unterschied, daß im Pornofilm der Gebrauchswert der Bilder für den Zuschauer weitaus größer ist.

14 Uhr 40, *»Blues Brothers«* (»Turm 2«): Nach der kriegerischen *(»Platoon«)* und der geschlechtlichen Deformation *(»Private Teacher«)* nun die konsumtive Deformation. Bierflaschen fliegen durch die Luft, Autos werden zu Schrott gefahren, Türen eingetreten. Kino ist Deformation.

15 Uhr, *»Der Brummbär«* (»Turm 6«): Von und mit Adriano Celentano. Der Film ist wichtig, weil er uns am Ende vor die unbequeme Frage stellt: Was bekommt man für zehn Mark? Etwa 120 Minuten Bilder. Was hiervon Werbung und Spielfilm ist, läßt sich schon lange nicht mehr klar sagen. Ein Arbeiter mit einem Durchschnittseinkommen muß also rund eine Stunde arbeiten, um eine Kinokarte und somit das einmalige Benutzungsrecht an diesen Bildern zu erwerben. Eine Stunde Produktion für zwei Stunden Deformation. Kino ist Reproduktion.

Konkret 06/87, S. 66

Gabriele Kreis

»Ach Vati, deine Substantive«

Für seine Mengele-Novelle »Vati« hat Peter Schneider aus der »Bunten« abgeschrieben. Na und. Verhunzt hat er die Geschichte erst durch das, was er selbst hinzugefügt hat: keine Illustrierte hätte das Zeug gedruckt.

Dieses ist die Geschichte von einem Autor, der seiner Geschichte nicht gewachsen ist, und seine Geschichte ist »die Geschichte von einem Sohn, der seiner Geschichte nicht gewachsen ist...«, sagt der Autor, und damit könnte die Geschichte wg. Belanglosigkeit bereits zu den Akten gelegt werden, wenn die an ihr Beteiligten andere wären, als sie es sind, und ihr Gegenstand irgendeiner, aber nicht gerade dieser – »Vati«; denn »Vati« – so der Titel der Geschichte – ist Josef Mengele, der Sohn sein Sohn Rolf und Peter Schneiders Novelle des Autors Vorstellung von beiden. Sagt er.

Der Sohn sagt nichts. Er hat bereits alles gesagt, und zwar 1985 unter dem Titel 'So entkam mein Vater' in einer 5teiligen Serie in der »Bunten Illustrierten«, aufgeschrieben von der Journalistin Inge Byhan. »Eine ausgezeichnete Reportage«, wie Peter Schneider ein ums andere Mal betont; allerdings erst, seitdem Gerda Marie Schönfeld in einer »Spiegel«-Rezension verblüffende Übereinstimmungen zwischen dem Illustriertentext und der Novelle nachwies. Womit das Schneidersche Lob um ein Haar zum Eigenlob gerät, denn viel zur Vorlage hinzugetan hat der Autor wahrhaftig nicht. »Vati« folgt in Struktur, Ablauf und entscheidenden Zitaten der Geschichte in der »Bunten«. Das geltende Urheberrecht nennt so etwas Plagiat; Peter Schneider nennt es eine literarische Methode, seit Büchner legitim; die »Bunte« nennt es Tantiemen-Klau: Wer so zitiere, solle zahlen, bitteschön, an eine jüdische Hilfsorganisation; dann wolle man auf die Klage verzichten. Antwort des Autors: »Ich will mit diesem Kuhhandel, der die Juden nochmals zu Opfern, nämlich zu Opfern eines Urheberstreits über die Besitzrechte an den Äußerungen von Rolf und Josef Mengele macht, nichts zu tun haben. Ich vertrete den Standpunkt, daß die in der 'Bunten' und anderswo veröffentlichte Geschichte über den KZ-Arzt Mengele, nachdem sie publiziert ist, weder einer Familie noch einem Pressekonzern, sondern der Öffentlichkeit gehört.«

So einfach ist das. Noch einfacher wird es, wenn Freunde wie der Kollege und Jurist Peter O. Chotjewitz wortgewaltig zur Hilfe eilen: »Wir Autoren dürfen abschreiben. Einem Werk der Literatur ist das Recht zuzusprechen, auch die Welt des Gedruckten und Gesprochenen nach guter alter Dichterart als ihren Steinbruch zu betrachten. Ein Erzeugnis wie dieser 'Bunte'-Artikel über die Mengeles hat meiner Ansicht nach jedenfalls keinen Anspruch, nicht durch ein Werk der Literatur nach Strich und Faden ausgenutzt, auseinandergenommen oder sonstwie miß- oder behandelt zu werden. Das Urheberrecht eines solchen Artikels ist so beschränkt oder zu beschränken wie sein ganzer Inhalt.«

Einverstanden, wenn es denn ein Werk der Literatur wäre, dieses dünne Bändchen, diese Rechtfertigungssuada des Sohnes eines Täters, dieser Bericht über ihr heimliches Treffen in Sao Paulo! Einverstanden, wenn es dem Autor gelungen wäre, die Vorteile der Fiktion zu nutzen und von der Begegnung Rolf Mengeles mit seinem Vater mehr zu erzählen, als in der »Bunten« steht: innere Wahrheiten nämlich, verallgemeinerbar, die aus dem Fall M. einen Fall für eine ganze Generation machen.

Stattdessen haben wir es nun mit einem Fall Sch. zu tun, und Stimmlage und Tonart des kollegialen Plädoyers lassen vermuten: Hier wurde der Finger auf eine Wunde gelegt! Denn: Welcher Schriftsteller fürchtete nicht irgendwann einmal, des Plagiats bezichtigt zu werden? Und das in einem Blatt wie dem »Spiegel«. Und wenn schon im »Spiegel«, dann noch nicht einmal von einem bekannten Rezensenten, sondern von einer ihnen unbekannten Frau!

Und gleich heißt es: Der Mann ist in der Krise, dem fällt nichts mehr ein! Und retten könnte ihn nur eines – ein gutes Buch geschrieben zu haben.

Für Peter Schneider gibt es keine Rettung. »Vati« ist ein heillos schlechtes Buch. Schlecht recherchiert, schlecht konzipiert, schlecht geschrieben.

Während die »Bunte« in sachlicher, um Authentizität bemühter Sprache berichtet, mißraten Schneider einfachste Beschreibungen. In »Vati« geht es entweder hehr oder heikel zu. Da entsteht eine Stille im Ich-Erzähler, »zu kurz für ein Menschenleben«, da wird »der dumme Instinkt« zitiert, »in dem nur das Blut denkt«, und keine andere Antwort fällt dem erschöpften Sohn zu Vatis rassentheoretischen Ausführungen ein als »Ach Vati, deine Substantive!«

Wo der Autor genau sein müßte, beginnt er zu schwafeln: »Ich bringe es jetzt nicht fertig, alle Anklagen zu wiederholen...«, »Erspare mir die Einzelheiten...« und immer wieder »Ich weiß nicht, wie...«, »Ich weiß nicht, wo...«.

Den Gipfel der Unverbindlichkeit erreicht Schneider ausgerechnet in dem Augenblick, in dem die problematische Vater-Sohn-Begegnung im offenen Konflikt kulminieren müßte: »Dies muß hier genügen: ich habe in jener Nacht, in der nur die Lichter vorbeifahrender Autos das Zimmer erhellten, meinem Vater Fragen gestellt, die niemals zuvor ein Sohn seinem Vater zu stellen gezwungen war.« Welche, verrät er allerdings nicht. Deutlicher kapitulierte schon lange kein Autor mehr vor seinem Thema. Und das, bevor es überhaupt zu einer Auseinandersetzung damit gekommen wäre. Peter Schneider ist nicht an der Schwierigkeit seiner Geschichte gescheitert, sondern daran, daß er sich gar nicht erst auf sie einließ. Sich aus

dem Sensationsfall Mengele herausschreiben zu wollen, setzt die intime Kenntnis seiner sozialen und sentimentalen Ausstattung voraus. Vorstellungskraft, auch dichterische Vorstellungskraft, entzündet sich an Realität, und Realität will erforscht und begriffen sein. Schneider tritt bestenfalls an zur Selbsterforschung: Er stellt sich vor, wie es ist, einen Vater wie Josef Mengele zu haben, und – siehe – er kann es sich nicht vorstellen. Vor dieser Einsicht flieht er in Pathos und Klischees: Brahms Viertes Streichquartett – das Brahms nie geschrieben hat – hört er in »bewußtloser Wachheit«, »die in Klang geschriebene Botschaft, aber er versteht sie nicht, die Melodie kommt ja gar nicht von außen, sie erfüllt ihn wie Wasser den Ertrunkenen.« Im greisen SS-Vati erkennt er immer noch – und hier wird's gefährlich, weil mythenbildend – »raubtierhafte Geschwindigkeit« und »entsetzliche Kraft«.

Erst als sich Schneider in der Beschreibung einer Ausschweifung versucht, gelangt er zu einiger, wenn auch verquerer Authentizität: Er läßt seinen Helden einer verführerisch schönen Frau folgen. »In ihrer linken Hand trug sie eine uralte Reiseschreibmaschine. Das nackte, von Schlammspritzern bedeckte Frauenbein, daneben das unwahrscheinlich sperrige Schreibgerät, das manchmal, wenn ein Passant zu nahe kam, gegen ihre Knie schlug – beides wirkte auf mich wie ein Zeichen, und so hastete ich, ohne Ziel, hinter ihr her.«

Wird er sie je erreichen, sie oder eine andere Frau? Selbstverständlich nicht, denn – »Aber als ich ihr in die Augen sah, voller Furcht vor dem Zeichen, wußte ich plötzlich: ich würde die Frau, der ich gefolgt war, ohne Schreibmaschine niemals wiedererkennen.«

Man glaubt's sofort und resümiert: Erkannt wird nur Bekanntes.

Die Schreibmaschine.

Die eigene Geschichte.

Und die aus der »Bunten«.

Konkret 06/87, S. 70

Otto Köhler

Dreizack. Zack. Zack.

Eine Studie über die tausendjährige Geschichte von Daimler Benz belegt die innige Verbindung zwischen den Nazis und dem Auto-Konzern

Es war an einem Frühlingstag des Jahres 1931. Über die Berliner Havelseen tuckerte die Motorjacht von Emil Georg von Stauß. Der Bootseigner, als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank und Multi-Aufsichtsrat ein würdiger Vor-Abs, saß auch in der Reichstags-Fraktion der Deutschen Volkspartei. An Bord war ein Gast, von dem keiner wissen durfte, und den Stauß darum als Dr. Wolff bezeichnete.

Unter dem Dr.-Wolffs-Pelz verbarg sich Adolf Hitler, der auch seinen Hermann Göring mitgebracht hatte. Zuerst sonnten sich die Herren an Deck und genossen den Ausblick. Dann zogen sie sich in eine Kabine zurück und hier entwickelte Hitler seine politischen Vorstellungen. Als er mit seiner langen Rede zum Ende gekommen war, stand Stauß auf, gab ihm die Hand und sagte, er werde alles tun, um seine Partei an Hitlers Seite zu führen, bitte aber schon jetzt als jüngstes Mitglied in die NSDAP aufgenommen zu werden.

Der Parteiwechsel wäre augenblicks vollzogen worden, hätte sich nicht Göring dazwischengeworfen mit der Erwägung: »Ob es nicht nützlicher sein kann, Herr Hitler, wenn Herr von Stauß außerhalb unserer Bewegung bleibt?« Er könne ihr doch viel besser dienen, wenn er für den Nationalsozialismus in der Deutschen Volkspartei weiterwirken würde. Und so geschah es.

Stauß war nicht nur führender Mann der Deutschen Bank und der Deutschen Volkspartei und insgeheim jetzt Berater der Wirtschaftspolitischen Abteilung der NSDAP. Er war auch der Schöpfer und Aufsichtsratsvorsitzender von Daimler-Benz, jenem Auto-Konzern, zu dem sich 1926 unter dem Druck der Deutschen Bank Benz & Cie und die Daimler-Motorengesellschaft zusammenschlossen. Schon 1924 leuchtete der gute Stern, der heute die ganze Welt erhellt, in die Zelle des Führers auf der Festung Landsberg. Dort korrespondierte Hitler mit dem Münchner Filialleiter Jakob Werlin, dem späteren Daimler-Vorstandsmitglied und SS-Standartenführer, über die Frage, in welchen Benz-Typ er die künftigen Honorare von »Mein Kampf« anlegen solle.

»Im Verlauf der folgenden Jahre« schreibt Karl Heinz Roth, »gingen die Geschäftsbeziehungen in eine Männerfreundschaft über, für die das fetischistische Verhältnis Hitlers zu den Luxusautos des Konzerns nicht unwichtig war. . . Da sich bald die gesamte Naziführung an den Handlungen ihres Chefs orientierte, gedieh das Geschäft mit dieser Spielart des völkischen Spektrums beträchtlich. Sie entwickelte sich zu einem Massenphänomen: die Nazis begannen sich erst einmal selbst zu 'motorisieren', um nach der Machtübergabe an sie die gesamte Gesellschaft in einen Motorisierungstaumel zu Land und zur Luft hineinzuziehen.«

Karl Heinz Roth schreibt dies in dem jetzt bei Greno erscheinenden Sammelband »Das Daimler-Benz-Buch – Ein Rüstungskonzern im 'Tausendjährigen Reich'«. Das reich illustrierte Werk schließt die gewaltige Informationslücke, die der Konzern offen gelassen hat, seit er zu seinem Jubiläum vor einem Jahr an die Öffentlichkeit trat und rückhaltlose Aufklärung über sein Verhalten im Dritten Reich versprach. Die Daimler-Benz AG hatte den Reinigungsauftrag an die Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e.V. vergeben, in deren Vorstand Daimler-Chef Breitschwerdt sitzt und deren Kuratorium vom Aufsichtsratsvorsitzenden der Deutschen Bank Wilfried Guth angeführt wird. Auftragswissenschaftler Professor Hans Pohl, der eigentlich einen Lehrstuhl an der Universität Bonn hat, machte aus der versprochenen »exakten wissenschaftlichen Aufarbeitung der Vergangenheit« ein Weißwäscherei-Großunternehmen mit dem erwünschten Resultat: auch die Geschichte der Daimler-Benz AG von 1933 bis 1945 sei »ein Beispiel dafür, daß der P mat der Politik über den wirtschaftlichen Interessen stand und nicht die Wirtschaft die Politik Hitlers bestimmte, sondern ihr untergeordnet war«. Es war reichlich umgekehrt. Karl Heinz Roth hat aufgrund bisher ungestört in den Archiven lagernder Dokumente herausgearbeitet, wie die Daimler AG mit ihrem Projekt der nationalen Zukunftsindustrie Auto bei Brüning und Papen auf wenig Gegenliebe stieß und – von der Krise gebeutelt, aber durchaus nicht unwillig – in einer nazistisch stabilisierten Präsidialdiktatur die Rettung sah.

Daimler-Aufsichtsratschef Stauß von der Deutschen Bank und Führer Adolf Hitler von der NSDAP hatten ein Konzept: Arbeitsbeschaffung durch Motorisierung – eben das Konzept, das auch Deutschlands größten Konzern rettete: Die IG Farben stand wegen ihrer überteuerten synthetischen Benzinproduktion 1932 vor dem Ruin. Daß Motorisierung nur dann das ganz große Geschäft ist, wenn es Motorisierung für den Krieg ist, hatte schon Gründer Johannes Daimler erkannt. »Die seiner Zeit weit vorauseilenden Gedanken Daimlers«, schrieb 1950 sein Biograph Paul Siebertz, »fanden in deutschen Militärkreisen erst Beachtung, nachdem Kaiser Wilhelm II. einmal im Kaiser-Manöver einen Daimler-Wagen benutzt hatte und von dessen ausgezeichneter Bewährung begeistert war«. Von nun an gab es kein Halten mehr im gesunden Geschäft mit dem Tod. Für die deutschen Kolonialtruppen in Südwestafrika waren die Daimler-Lastwagen unentbehrlich bei ihren Ausrottungsfeldzügen gegen die Hereros, die mit Weib und Kind zum Verdursten in die Wüste getrieben werden mußten.

Der Erste Weltkrieg, bei dem Daimler »die Erfahrungen bei den Kämpfen in Südwestafrika« gut nutzen konnte, war ein Segen für Daimler. Generaldirektor Ernst Berge: »Mag dieser Krieg noch so viel Schreckliches gezeitigt haben, für den Automobilismus war er die großartigste Propaganda, die man sich denken kann.« Und er war das großartigste Geschäft, das man sich damals noch – vor dem noch großartigeren Geschäft mit dem Zweiten Weltkrieg – vorstellen konnte: der Umsatz stieg von 19 auf 306 Millionen. Im März 1918, als Generaldirektor Berge die Reichsregierung zu Preisnachbesserungen für Flugzeugmotoren erpressen wollte, wurde die Zentrale in Untertürkheim unter Militäraufsicht gestellt, ein ehemaliger Kalkulationsbeamter des Konzerns enthüllte, seine Vorgesetzten hätten mit nachträglich gefälschten Kalkulationen gearbeitet, um einen 173prozentigen Preisaufschlag auf die tatsächlichen Gestehungskosten zu verschleiern.
'

Das eingeleitete Strafverfahren wurde selbstverständlich mit einer Amnestie beendet, die Militäraufsicht aufgehoben, und da Daimler im November 1918 »mitten in der Ausführung eines gewaltigen Erweiterungsprogramms war«, gab es von der neuen Republik großzügige Millionenabfindungen für stornierte Rüstungsaufträge. Doch die gingen nicht an die Belegschaft, die zum großen Teil auf die Straße gesetzt wurde, sondern an die Unternehmensführung. Und die investierte jetzt nicht etwa nach US-Vorbild in die ertragreiche Massenproduktion einiger standardisierter Autotypen, nein, sie wollte die Option für das ganz große Geschäft offenhalten. Die Rüstungs-Überkapazitäten wurden nicht beseitigt, sondern umverteilt. Daimler beschränkte sich zunächst auf die Herstellung großer Touren- und Luxuswagen und spezialisierte sich auf die Produktion von Rennwagen. Nicht wegen des Motorsports, sondern weil in der Rennabteilung Dutzende von Konstrukteuren überwintern konnten, die das Know-How für die Entwicklung von Flugmotoren und anderen Großmotoren für den Krieg bewahrten.

Allein hätten weder die Daimler- noch die Benz-Werke die Zeit des unprofitablen Friedens überlebt. Doch hinter beiden Firmen stand schon lange die Deutsche Bank, die auch nach der Niederlage von 1918 den Kampf um deutsche »Weltgeltung« in die Kontobücher geschrieben hatte und 1926 die Fusion vollzog. Die Geschäfte des neuen Konzerns führte nicht etwa der Vorstand des Unternehmens, sondern gegen allen Brauch der Aufsichtsrat, der von Stauß als Vorsitzendem auch in einem eigens eingerichteten Arbeitsausschuß kommandiert wurde. Aus der Kontrolle war die Beherrschung durch die Deutsche Bank geworden. Entscheidungen fielen nicht beim Vorstand in Untertürkheim, sondern in einem Sonderbüro der Deutschen Bank in der Berliner Mauerstraße.

Emil Georg von Stauß, zugleich auch Aufsichtsratsvorsitzender der Luft-Hansa, verhalf seinem neuen Konzern zu illegalen Rüstungsaufträgen nicht nur für die Flugmotoren. Über zahlreiche Kanäle lief das schwarze Rüstungsgeschäft. Der große Traum des Deutschbankiers – nach dem Vorbild der IG Farben, zu der 1925 Bayer, BASF, Hoechst und einige andere fusionierten, auch eine mächtige deutsche IG Auto zu schaffen, blieb in Friedenszeiten unerfüllt. Die Opel-Werke, dazu unerläßlich, wurden ihm 1929 von General Motors weggeschnappt. Doch mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise ging es nicht nur der Deutschen Bank schlecht, sondern auch dem neuen Daimler-Benz-Konzern. Trotz steigender Rüstungsquote sank von 1929 bis 1932 der Umsatz von 130 auf 65 Millionen . Im Sommer 1932 stand Daimler vor dem Ruin. Die Bilanzen ließen sich mit bestem Willen nicht mehr so fälschen, daß wenigstens ein fiktiver Buchgewinn dabei herausschaute. Und so beschloß man, solange die Bilanz auszusetzen, bis sich – nicht etwa die eigenen wirtschaftlichen, sondern so wörtlich – »die innerpolitischen Verhältnisse« wieder gebessert hätten. Ein schönes Beispiel für Professor Pohls Weißwäscher-These, die Daimler-Geschichte sei ein Beispiel dafür, daß der Primat der Politik über den wirtschaftlichen Interessen stand und nicht umgekehrt.

Die innerpolitischen Verhältnisse hatten sich wie gewünscht verbessert, als Daimler am 3. Juli 1934 mit zweijähriger Verspätung den Geschäftsbericht vorlegte. »Damit die deutsche Kraftfahrzeugindustrie ihre wehrpolitischen Aufgaben erfüllen kann, erscheint es dringend erforderlich, den Fabriken die Überwindung des gegenwärtigen wirtschaftlichen Tiefstandes zu erleichtern durch die Förderung des Absatzes in einer Form, die nach dem Vorbild Italiens wehrpolitischen Zwecken dient.« So hatte von Stauß im Sommer 1932 auf dem Höhepunkt der Krise in dem von ihm entscheidend mitausgearbeiteten »Motorisierungsprogramm« noch von der Weimarer Republik die Nachahmung des italo-faschistischen Vorbilds verlangt – Stauß-Freund Adolf Hitler hatte das Programm für Daimler inzwischen in Angriff genommen.

Richtig, auch unter Hitler siegte zuweilen ein unvernünftiger Primat der Politik über die gesunden wirtschaftlichen Interessen des Daimler-Konzerns. In dem gigantischen Rüstungsprogramm, das Daimler dem willigen Führer zum Abzeichnen vorlegte, gab es einen Streitpunkt. Hitler – verrückt wie er war – vertraute auf seine Blitzstrategie und ließ durch seine Planer im Luftfahrtministerium stur alle Konstruktionsüberlegungen der Daimler-Leute für den Bau eines Langstreckenbombers abblocken. Hier zeigte sich sein weltfremder Fanatismus, der, versessen in seine Doktrin, nicht mehr fähig war, das überlegene Fachwissen der Daimler-Konstrukteure anzuerkennen. Sie hatten schließlich schon beim Probelauf von Guernica am 26. April 1937 ihre Fähigkeiten bewiesen. Ohne die überlegenen Möglichkeiten des neuentwickelten Daimler-Flugmotors DB 601 für die Schnellbomber He 111 wäre die nachhaltige Ausschaltung von feindlichen Kindern, Frauen und alten Leuten nicht erreichbar gewesen.

Beruhigend zu wissen, daß heute so etwas nicht mehr möglich ist. Die Daimler-Industriefiliale der Deutschen Bank, die heute verschmolzen mit Dornier, MTU und AEG zum mächtigsten Rüstungskonzern Mitteleuropas emporgestiegen ist, muß Einmischungen der Politik nicht mehr fürchten – Lothar Späth etwa, der Ministerpräsident von Daimlers eigenem Ländchen, darf sich stolz als der erste Angestellte des Konzerns betrachten. Und die Vorstellung, daß irgendein Primat der Politik – Abrüstungsphantasien oder dergleichen – dem stetigen Gang der Rüstungsentwicklung des Konzerns in die Quere kommen könnte, ist abwegig.

Das Daimler-Benz Buch. Ein Rüstungskonzern im 'Tausendjährigen Reich'. Herausgegeben von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Greno Verlag, 832 Seiten, DM 36, –

Konkret 06/87, S. 72

Bertien von Manen

Frauen untertage bringen Unglück

Seit dem Mittelalter haben Frauen untertage gearbeitet und sind heute noch in Indien, den USA, Australien und Kanada im Bergbau tätig. 1930 wurde in den Appalachen, im Osten der USA, die Grubenarbeit für Bergarbeiterinnen verboten. Im 2. Weltkrieg dann sind sie wieder notwendiger Männerersatz. Dann lohnt sich Kohleabbau nicht mehr, bis zu einem vorübergehenden Boom in den 70er Jahren. Ab 1977 erkämpfen sich Frauen das Arbeitsrecht in den Zechen mithilfe des Antidiskriminierungsgesetzes. Die großen Unternehmen haben sich inzwischen aus den Appalachen zurückgezogen, an kleine Firmen verkauft, die die Gewerkschaftsverpflichtungen umgehen dürfen. Viele Zechen sind inzwischen stillgelegt, ohne daß die Entlassenen andere Arbeit finden. Die holländische Journalistin Bertien van Manen war in den Appalachen, sprach mit Bergarbeiterinnen und fotografierte sie.

Dorothy Keen, eine der ersten Bergarbeiterinnen der 70er Jahre

Sie lebt in einem Super-Wohnwagen mit Swimmingpool, Satellitenantenne, Riesengrundstück, einem 15 Jahre jüngeren Mann, Söhnen, Freunden von Söhnen, Schwiegersöhnen und Söhnen von Söhnen. »Die ersten Monate waren die Hölle. Man konnte mich nicht loswerden wegen des Arbeitsquotengesetzes; aber man gab mir die dreckigsten und miesesten Jobs. Ich durfte nicht mit ihnen essen; ich mußte bis zum Arsch im Schlamm arbeiten. Eiskalt und klitschnaß stand ich dann auf dem offenen Lastwagen, der uns nach der Schicht nach Hause brachte. Ich hab wie der Teufel geschuftet. Du mußt dich ständig beweisen. Aber nun bin ich einer von den Jungs. Manchmal hab ich Angst. Drei Männer starben in meinem Stollen. Jedes Jahr hört man am Tag des Unfalls, wie sie lachen und sich unterhalten. Ich habe sie auch gehört. Ich habe Staublunge, ein Finger ist gebrochen, vier Rippen und ein Fußknochen; ach ja, und ich hab auch noch Arthritis in einer Hand und einem Fuß. Ich habe weitergearbeitet, weil ich Angst hatte, sie fänden mich zimperlich. Ich habe meine zehn Jahre voll für die Silikonrente.«

»Frauen reagieren nicht schnell genug. Sie sind unkoordiniert. Wenn Marily (eine verunglückte Bergfrau) ein Mann gewesen wäre, wäre der Unfall nicht passiert.« (1979)

Libby Lindsay

»Mein Vater trank und war die meiste Zeit im Gefängnis. Meine Mutter war Hausmädchen und arbeitete nachts in einer Bar. Ich wollte kein Leben wie sie. Jetzt bin ich eine der wenigen Frauen, die am 'ewigen Bergmann' arbeiten, einer riesigen Maschine. Die Stelle wurde frei, und der Fahrer fragte mich, ob ich mich bewerbe. Ich war so stolz, daß man mich auswählte, ich als Frau und Gewerkschafterin. Jetzt verdiene ich eine Menge Geld. Ich brauche auch eine Menge Geld, um all die in der Familie mitzuernähren, die keine Arbeit haben. Mein Exfreund verlor ein Bein in der Zeche. Das Leben mit ihm wurde immer schwieriger. Wenn ich von der Arbeit kam, herrschte Chaos zu Hause. Sagte ich was, schlug er mich mit der Krücke. Er sagte: 'Frauen gehören nicht in die Zeche'. Aber er lebte von meinem Geld. Ich brach mit ihm. Er sagt: 'Du willst keinen Einbeinigen'. Aber ich habe kein schlechtes Gewissen mehr, wo er jetzt genügend Sozialhilfe kriegt.«

»Sie zeigte nicht genug Verantwortung, weil sie ein Verhältnis mit einem Kollegen hatte« (Gegenanwalt einer entlassenen Bergarbeiterin, Ende 70er).

Betty Jean Hall

1973 wird während des kurzen Kohlebooms die erste Frau offiziell zur Grubenarbeiterin. 1977 wird CEP gegründet (Coal Employment Project), das Frauen Arbeit in den Zechen beschafft. Eine der Gründerinnen ist die Rechtsanwältin Betty Jean Hall. Sie lebt allein mit zwei Kindern und Hund . » 1977 wollte eine 'Gruppe gegen Tagebau' eine Zeche besichtigen. Als die Leitung erfuhr, daß eine Frau dabei war, zog sie die Erlaubnis zurück. Die Frau blieb dann zuhause. Aber wir begannen gegen Diskriminierung in der Kohleindustrie zu kämpfen. Wir fanden ein Gesetz von 1965, das Firmen, die für die Regierung arbeiten, verpflichtet, eine bestimmte Zahl von Leuten aus Minderheitengruppen einzustellen. (Affirmative Action Plans). Die CEP setzte 1979 durch, daß die Tennessee-Valley-Behörden dieses Gesetz im Bergbau berücksichtigen mußten.«

»Das Abstoßendste, was ich je gesehen habe, waren zwei junge Frauen in Männerkleidung, mit Riemen um die Taille und Ketten durch die seine. Mit diesen Ketten ziehen sie volle Kohleloren durch die engen Stollen. Ein unnatürlicherer, schamloserer und widerlicherer Anblick ist kaum vorstellbar. Kein Bordell kommt da mit.« (1842)

Georgene Sacchine

»Ich habe vorher studiert, nie was mit den Händen gemacht und war sofort begeistert. Ich hatte geglaubt**,** man arbeitet in einem schwarzen Loch. Es ist aber mehr wie eine kleine unterirdische Stadt mit Haupt- und Nebenstraßen. Ich wollte alles sofort lernen. Untertage bin ich immer erregt. Es fährt ins Blut. Man ist so aufeinander angewiesen; wie Soldaten an der Front. Wir werden nicht sexuell belästigt. Wir belästigen die Männer, das turnt richtig an. Komisch ist, wenn ich meine Kumpels von unten bei einer Party mit Ehefrauen wiedertreffe: schick angezogen, höflich, zurückhaltend. 'Das ist George, wir arbeiten zusammen.' Sie nennen mich George und sagten immer zu ihren Frauen: 'Ich geh noch auf ein Bier zu George'. Damit die dachten, sie wären bei einem Mann. Alles ist wie eine große Party: Du arbeitest acht Stunden mit den Kumpels, du trinkst acht Stunden mit ihnen, dann schläfst du ein bißchen. Ich setze Stützstreben, eine gefährliche Arbeit. Vor kurzem wurde eine Frau dabei getötet. Aber ich hasse Frauenarbeit am 'shuttle car', wo man 'sich nicht die Hände schmutzig macht' .«

Ein Grubenchef hatte Gucklöcher in die Waschraumwände der Frauen bohren lassen: Männer, die gut gearbeitet haben, durften durch die »peepholes« gucken. (1983)

Margie Mayerinck

»Mein Großvater war Bergmann in der Tschechoslowakei. Ich war erst Lehrerin, konnte aber meine Kredite nicht abzahlen. Ich fing 1976 als einzige Frau unter 670 Männern an. Und ich habe als einzige Frau ein Vormann-Diplom. Sie diskriminieren sehr subtil. Ich kam nur an die besser bezahlten Maschinenjobs, weil ich sie ewig nervte. Mit Frauen arbeite ich nicht gern. Die tun nichts. Die Männer sind nicht sehr machohaft. Sie glauben, alle Frauen sind Stümper, auf die man aufpassen muß.«

»Die Frauen taten nicht, was man ihnen sagte, benutzten obszöne Sprüche: Wie groß ist deiner? Ich verachte sie... Ich sagte zu ihr: 'Wenn du meine Frau werden willst, darfst du nicht mehr in der Grube arbeiten.' Ich weiß, wie das Leben untertage ist: Bastarde, die hinter läufigen Hündinnen her sind... Es ist verrückt: Sogar eine total häßliche Frau, eine, der du auf der Straße keinen Blick schenken würdest, ist unten ein Zauberwesen.« (heute)

Mavis, und Junior Williamson.

Beide entlassene Bergleute, da die Zeche geschlossen wurde. Sie ist jetzt Postbotin, er nach 33 Jahren Zeche arbeitsunfähig wegen Staublunge. Sie haben fürs Foto die alte Grubenkluft angezogen und ihre Gesichter mit der Schmiere von ihren Helmen geschwärzt. Mavis: »Stahl wird jetzt aus Japan importiert. Deswegen werden immer mehr Zechen geschlossen. Andere Industrie gibt es hier nicht. Die Leute erfinden alles mögliche, um Geld zu verdienen. 1976 ließ ich mich scheiden und lebte mit drei Kindern bei meiner Mutter. Ich hörte, daß sie hier Frauen für die Grube suchen. Aber der Chef sagte: 'Die Arbeit ist viel zu schwer. Geh lieber zum Sozialamt'. Ich habe ihn Monate genervt, bis er mich ließ. Die ersten Tage waren die Hölle. Die Kumpels glaubten, sie könnten alles mit mir machen. Wozu war ich sonst da. Und die Nachbarn sagten: 'Du suchst wohl einen Mann!«

»Mit Frauen kann man nicht arbeiten. Wir könnten nicht mehr in Unterhosen rumlaufen und fluchen.« (heute)

Konkret 06/87, S. 77

Thomas Brasch

Wort und Totschlag

Thomas Brasch über die Kritik an Peter Schneider

Eine literarische Sensation ist zu vermelden: die Wiedergeburt einer lange schmerzlich vermißten künstlerischen Gattung, eines in Deutschland zu Unrecht vergessenen Genres. – Die bürgerliche Posse ist auferstanden. Hauptfiguren: eine Journalistin, ein Zeitschriftenbesitzer, ein Verleger, ein Mörder im Auftrag der besitzenden Klasse, sein Sohn, mehrere Kritiker im Auftrag der bezahlenden Klasse und in der Rolle des statuierten Exempels: ein Autor. Nicht auftreten die Opfer des Täters (Sozialdemokraten, Franzosen, Juden, Kommunisten u.a.), sie waren zur Zeit der Aufführung unabkömmlich. Wir bitten das verehrte Publikum, Platz zu nehmen für die Aufführung des Spiels unter dem Titel: SCHWARZ – ROT – GELD, Untertitel: Antifaschismus made in BRD 1987.

Der Vorhang öffnet sich: Der Autor schreibt eine Erzählung über die Unfähigkeit des Sohnes eines Angestellten, die planmäßige Tötungsarbeit seines Vaters in ein politisches und persönliches Verhältnis zur eigenen Geschichte und zu der seines Staates zu bringen. Dafür unternimmt er eine naheliegende Verrichtung: er liest Texte und betrachtet Fotografien eines Mörders und seines Sohnes und verwendet das Vorgefundene in der (seit Beginn der Literatur verbreiteten) Annahme, die Wirklichkeit habe in der Kunst etwas zu suchen, verändere sich in ihr, lehre den Künstler und sein Publikum. Die Erzählung beschreibt das Erschrecken und das Zurückweichen des Sohnes vor der deutschen und also der eigenen Geschichte, sie buchstabiert ein Augenverschliessen des »Helden« vor einer Konsequenz. Das Manuskript ist abgeschlossen, dem Verlag übersandt, der Autor lehnt sich zurück.

Auftritt der Ermittlungsbeamte der Literaturpolizei: Belastendes sei ihm zur Kenntnis gekommen. Der Autor habe sich bei einem Stoff über den Nationalsozialismus und die Folgen doch tatsächlich bei den Dokumenten unterrichtet, die diesen Gegenstand behandeln. Der Beamte, dargestellt von einer Frau im Honorarverhältnis mit einem Nachrichtenmagazin, gibt zu verstehen, die Sache müsse Folgen haben, hier handle es sich nicht um ein literarisches, sondern moralisches Problem, mehr noch: ein juristisches, denn die verwandten Dokumente gehörten schließlich einer Illustrierten, die für Fotos und Briefe bezahlt habe und Eigentum sei schließlich die wichtigste Säule der bürgerlichen Gesellschaft, auch wenn es sich um Gedanken, Sätze oder Ideen handele. Die Sache ist also zur Anzeige gebracht, die Ideenbesitzer verstehen den Wink, ihren Besitz zu schützen und schreiten zur Tat: Entweder werfe man das Manuskript in den Papierkorb, schlagen sie dem Autor und seinem Verlag vor, oder man führe zu dritt Gewinne an eine Organisation ab, die die Opfer des Massenmörders vertritt, unter dem Motto: Geld heilt alle Wunden, auch bei den Toten. Als der Autor ablehnt, mit dem Ertrag seiner Arbeit, das schlechte Gewissen vieler noch immer angestellten Mörder zu lindern, läßt die Zeitschrift vermelden, sie habe sich zur Zahlung eines »namhaften Betrags« dennoch »spontan« entschlossen, verzichte auf den Einsatz der Justiz, obwohl das Buch jetzt erscheint. (Höhe des Betrags, Nummer des Kontos und Name der Empfänger bleiben unerwähnt – wozu alte Wunden aufreißen?)

Auftritt nun aber doch die Justiz, verkleidet als Literaturkritik, unterm linken Arm Melancholie, unterm rechten die alte Ästhetik. Die Anklage lautet: Die Erzählung entspricht nicht dem moralischen Anspruch ihres Gegenstandes, der Autor habe versäumt, das zu bewältigen, was der Held seines Buches und der Staat, in dem das Buch erscheint, nicht zu bewältigen in der Lage ist. Der Einwand des Autors, eben diese Unfähigkeit, sich mit eigener Geschichte ins Verhältnis zu setzen, sei Problem seiner Hauptfigur und ungelöster Konflikt dieser Gesellschaft, wird von den Richtern abgelehnt: »Wer Jude oder Kommunist (pardon)....was Literatur ist, bestimmen wir.« Die Urteilsverkündung findet unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, das Urteil wird bei Erscheinen des nächsten Buches dieses Autors verkündet, bis dahin: Bewährung.

Die Bühne ist leer (der Autor ist hinausgetragen.) Plötzlich eilt eine verspätete Person aus der Gasse. Sie scheint ihren Auftritt verpaßt zu haben und beginnt mit einem Monolog, der teilweise schwer zu verstehen ist, weil der Person Schaum vor dem Mund steht. Wir hören Sätze wie: »Ihr glaubt noch immer, daß geldgierige Juden an jeder Ecke stehen und selbst dann die Hand aufhalten, wenn ihr Deutschen mit eurem Urheberrecht oder eurem Kunstbegriff in Schwierigkeiten kommt Oder: »Welches Buch darf ein Autor schreiben, damit eine Zeitschrift Geld an die Hinterbliebenen von 20 Millionen Russen überweist.« Oder: »Glaubt ihr, in einem Staat, der ein übermaltes Plagiat des vorigen ist, daß ihr die Wurzeln des alten Staats in der Erde lassen und fröhlich von ihm frische Früchte schöner Literatur ernten könnt.« Oder: »Ein schlechtes Gewissen ist ein (deutsches) Ruhekissen.« Oder: »Mitleid ist Faulheit«. So ruft die pathetische Person, aber das Publikum ist es leid. Auch sprengt dieser Überzeugungsmensch das Genre der Posse. »Vorhang«, wird lautstark gefordert und so geschieht es. Man begibt sich zur Garderobe. Glücklicherweise ist es doch kein Trauerspiel geworden: Meine toten Verwandten in Auschwitz müssen ihre Kontonummer nicht angeben.

Konkret 06/87, S. 78

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Karl Kraus-Preis tut seine Wirkung. In der dem Betrieb in Treue fest verbundenen »Süddeutschen Zeitung« lese ich, daß zwar nicht der Kandidat, wohl aber das Feuilleton die Auszeichnung angenommen hat:

Der Zufall will es, daß gleichzeitig mit diesem (Faulkner-) Fragment eine weitere Erkundung dieser Mississippi-Landschaft erschienen ist. Fritz J. Raddatz hat sich auf die Spuren von William Faulkner begeben... Leider ist nichts dabei herausgekommen. Raddatz, zu sehr mit sich selber beschäftigt und nach wie vor viel zu schlampig in seinen Formulierungen, hat offenbar nichts gesehen und nichts gehört. . . Schade, nicht einmal drittklassig.

Besser kann es das Feuilleton nun einmal nicht sagen, aber dafür gibt's schließlich mich. Und natürlich den Raddatz, der im »Zeit-Magazin« sein Gespür für Verkrochenheiten an die Beschreibung der Interieurs von Gastwirtschaften wenden darf. Warum, fragt er wieder, aber nicht: Warum vertarnt sich der Mensch?, sondern:

Warum geht man zu »Cölln«, warum liebt man »Cölln«?

Parlez-moi d'amour läßt er sich nicht zweimal sagen:

Ob es das ist? Diese vollkommene Abwesenheit auch nur eines Hauchs von Schickimicki? Die altmodische Behäbigkeit, die – Pardon: Leserinnen bitte weglesen – herrlichen Jugendstil-Pinkelbecken?

Die Didaktik der □ Pardon: Leser bitte weglesen □ Aufklärung? Raddatz aber ahnt nicht einmal, wknapp er an der Versetzung in die Lohnbuchhaltung vorbeigeschrammt ist: Der Firmenzug auf den herrlichen Pissoirs ist gänzlich weggebleicht und ließ ihm nicht den Hauch einer Chance, den Vornamen des Jugendstil-Meisters Boch als Hieronymus zu identifizieren □ statt als Villeroy.

Bernhard Vogel hat gesagt:

Der Sieg hat viele Sieger, aber die Niederlage hat nur wenige Sieger.

Mütter, Bernhard, Mütter!

Tag und Nacht nimmt der Michael Stürmer sich in acht, daß es nicht rauskommt □ und dann dieses Mißgeschick:

Ist nukleare Abschreckung erträgliches und legitimes Mittel der Politik? Darf man das eigene Volk als Geisel nuklearen Wohlverhaltens stellen?

Eine Frage, die dem Stürmer eigen ist.

Es vergeht kein Monat, da nicht »Spiegel«, »Stern« oder »Zeit« einen der ungebärdigen »Taz«Schreiber auf ihre Lohnliste berufen. Nur der Klaus Hartung bewirbt sich, dreimal pro Woche, vergeblich. Und er gibt sich solche Mühe:

So bleibt denn die Gesamtberliner Laokoon-Gruppe aus Alliierten, Bürgermeistern, Bundespräsidenten und Staatsratsvorsitzenden erhalten, die starr die Status-Schlange weghalten. Ohnehin ist die Berliner Jubiläums-Besuchsdiplomatie zu einem Show-down zweier Fallensteller verkommen. Diepgen, der immer noch die Kuh spielt, die sich am eigenen Schwanz vom Eis ziehen will, kann sich nicht mehr hinter dem Honecker-Besuch verstecken .

Hat so nicht auch der Theo angefangen und es doch zum Chefredakteur gebracht? Troja, Trapper und Münchhausen nocheinmal □ warum ruft keiner den Hartung? Ich will nicht so sein und sag's ihm: Weil er nicht begreift, daß die Hamburger Verleger mit Leuten, die den Kuhschwanz punkt High noon als Status-Schlange hinterm Besuch verstecken, Seniorenheime füllen können und im Gegenteil ganz scharf sind auf jene kessen Jungs und Mädels, die so herrlich illegal-legasthenisch daherschreiben und denen die Sagen des klassischen Altertums Hekuba wären, wenn sie wüßten, was das schon wieder heißen soll. Darum bleiben der »Taz« gerade jene Redakteure erhalten, die dem Betrieb zu bieder erscheinen, nämlich der Klaus Hartung und der Benedict Maria Mülder, der für seinen Namen nichts kann, aber dafür, daß er ihn gratia plena ausschreibt und unter solche fructibus mentis setzt:

Die »lobenden Biedenköpfe« haben es immer wieder geschafft, kaum ein Fettnäpfchen auszulassen, so daß oftmals selbst die Diskussionswilligen wie vor den Kopf geschlagen waren. Es fehlt an einer Strategie, ihre Politik auch innerhalb der Partei mehrheitsfähig zu machen. Den Betonierern spielten sie damit in die Hände. Also wird weiter auf Mittelmaß und Gottvertrauen des Kohl-Ablegers Worms gebaut und ein Ende der lästigen Debatten erhofft.

Kluge Erwägungen, die den Vorzügen der Gemeinderats-Berichte im Spiekerooger Dünenboten nicht nachstehen. Doch wie selten stirbt dort der Redakteur!

In der »Welt« beklagt ein Carl Gustaf Ströhm, daß die US-Regierung den alten Nazi Waldheim nicht einreisen lassen will:

Überdies wird hier eine bei den Amerikanern weitverbreitete Unkenntnis der Zustände im Dritten Reich erkennbar: zwischen Wehrmacht und SS, zwischen NS-Funktionären und Heeresoffizieren werden keine Unterschiede gemacht.

Wie gern würde ich dem Augenblick, der mich in Unkenntnis der Unterschiede zwischen Wehrmacht und SS, zwischen NS-Funktionären und Heeresoffizieren versetzte, zurufen: Verweile doch, du bist so schön! Dieses eine Mal aber tut's ein anderes Wort des Dichters auch: Amerika, du hast es besser.

Die Frage, ob Waldheim etwa nach Washington dürfe, läßt den Theo kalt. Ihn beschäftigt vielmehr das Problem, ob jener

gleichsam im Inkognito des Präsidenten je zum Staatsbesuch an den Potomac eingeladen würde?

Der Potomac ist sein Lieblingsfluß, und man mag sich gar nicht ausmalen, was aus Theo geworden wäre, hätte das Diluvium die Knatter in Washington hinterlassen statt in Kyritz. Womöglich wäre uns ein ganzes Oeuvre entgangen, und wir hätten nie erfahren, was die Österreicher bei der Wahl Waldheims gehofft haben:

Die Österreicher hatten gehofft, protokollarische Rücksicht werde die bohrenden Erinnerungen überwuchern.

Das hatten sie gehofft? Rücksicht würde das Bohrende überwuchern? Ein eigenartiger Volksstamm.

Der Vorsitzende des Jüdischen Weltkongresses hat gesagt: »Es wäre beinahe ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wenn jemand etwas mit Waldheim als Person zu tun hat.« Nun könnten die Freunde des österreichischen Bundespräsidenten zwar einwenden, es sei soviel über die Taten ihres Helden doch noch nicht herausgekommen, daß man ihn darum weniger achten dürfe als jeden anderen Nazi, der sich nicht erinnern kann. Andererseits sollten sie dem Angeklagten Bronfman strafmildernd zugute halten, daß den Menschen, für die er spricht, von den Organisationen, denen Waldheim angehörte, nicht immer nur Gutes geschah und deshalb eine gewisse Gereiztheit verständlich ist. Und außerdem hat Bronfman ja keineswegs verlangt, den Waldheim an die nächste Laterne zu knüpfen, sondern bloß, solchen Figuren einfach aus dem Weg zu gehen. Den »FAZ«-Herausgeber Johann Georg Reißmüller, einen deutschen Mann von echter Kimme und Korn, kränkeln solch blasse Gedanken nicht an. Was der Vorsitzende des Jüdischen Weltkongresses gesagt habe, sei

ein schändlicher Satz. Etwas so Monströses war lange nicht mehr zu hören. Gegen Waldheim gibt es bisher keinen Beweis. Aber selbst wenn die Vorwürfe eines Tages bewiesen werden sollten – wie kann einer so sprechen, der nicht ein Beauftragter, zum Beispiel, des Stalinismus ist...? Wer diesen Satz nicht ungeheuerlich findet, der sollte in Zukunft schweigen, wenn es um Menschenrechte geht.

Man mag gegen den Führer sagen was man will □ aber die Frankfurter Zeitung hätte er nicht gleichschalten müssen.

Der Spitzenkandidat der Hamburger FDP, Ingo von Münch, denkt immer nur an das Eine:

Zum Billigtarif sind wir nicht zu haben.

Ich hasse Andeutungen. Jeder Gebrauchtwursthändler ist verpflichtet, seine Ware auszuzeichnen. Wir wissen, was Lambsdorff gekostet hat und was der Völler kosten soll. Also, Münch, raus mit der Sprache! Vielleicht kann ich mir Sie ja leisten.